



Berlin, den 15. Juli 1899.

Iphigenie in Bergen.

Niedrige Winde hielten die gen Troja steuernden Hellenen im Hafen von Aulis zurück. Artemis zürnte dem Agamemnon und hemmte den das Griechenheer vorwärts führenden Windstoß. Da kündete Kalchas, der Seher: nicht früher werde der Zorn der mächtigen Mondgöttin sich lindern, als bis der Basileus seine liebliche Tochter, die, nach dem Beinamen der Artemis, Iphigeniea, die mit Kraft Geborene, genannt ward, auf dem Altar der hohen Grotterin geopfert habe. Doch schon damals war den Auguren menschliches Irren nicht fremd, schon damals waren die Götter gnädiger als ihre beamteten Geberdenspäher. Die schnell zur Milde gegen das Mädchen gestimmte Mondgöttin verschmähte das Blut der Jungfrau aus königlichem Stamm und entrückte die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra vom Opferaltar, auf dem nun eine Hindin ihr Leben ließ, heimlich auf die taurische Halbinsel. Der feiste Kalchas röstete sich am Triumph seiner Seherkunst; denn das Opfer schien gnadenvoll angenommen und die Herrin über Mondlicht und Meeresfluth würde, so hoffte er, den Griechen und deren König nun günstigen Sinnes bleiben. Daß den Eitlen ein Irrwahn narrete, wissen wir aus dem Mythos. Die Hellenen hatten noch häufig den Zorn der Himmlischen zu spüren; und ganz besonders oft wurde Agamemnon durch das Schicksal seines Hauses daran gemahnt, daß er von Atreus und Thyestes abstammte, den Enkeln des Tantalos, der die Geheimnisse der Götterabende ausgeplaudert, Nektar und Ambrosia vom Tisch entwendet und, um das Maß seines Frevelns voll zu machen, den Ruf der Unwissenheit, der so lange schreckend vor den Olympiern herschritt, durch die ekle Menschenfleisch-

mahlzeit erschüttert hatte. Wer will sich darüber wundern, daß die thörichte Kurzsicht des hochwürdigen Herrn Kalchas, trotzdem das zerrbildnerische Genie Jakobs Offenbach sie verewigte, die später geborenen Haruspices und Fulguratores nicht gehindert hat, in Tagen wachsender Steppis den Ruhm ihrer Scherkunst laut durch alle Gassen zu rufen?

Sie sind eben wieder am Werk; und zu dem Buch *De fabulis ad Iphigeniam pertinentibus* könnte jetzt ein anderes Kapitel geschrieben werden, das recht reichhaltig ausfallen würde. Der Deutsche Kaiser hat, als er auf der Nordlandfahrt in Bergen rastete, das französische Schiffschiff *Iphigénie* besucht. Er wurde, wie sich nach dem internationalen Brauch gebührt, am Fuß der Schiffsleiter vom Kapitän Manceron empfangen, die Mannschaft salutirte bei klingendem Spiel, und als Wilhelm der Zweite an Bord war, stieg am Hauptmast die deutsche Kaiserstandarte empor. Drei Viertelstunden lang manövrirten, auf seinen Wunsch, die republikanischen Schiffschüler vor dem Monarchen, dem beim Scheiden dann eine Salve von einundzwanzig Schüssen das Geleit gab. Zu einer Mahlzeit an Bord war der Kaiser nicht geladen; er frühstückte beim deutschen Konsul, lud aber die Offiziere und sogar ein paar Duzend Kadetten des französischen Schiffes zu einem Souper auf seine Yacht „Hohenzollern“. Vorher hatte er in einem höchst schmeichelhaften Telegramm an den Präsidenten der französischen Republik über seine angenehmen Eindrücke berichtet und den „glücklichen Umstand“ gepriesen, der ihm gestattet habe, die ihres „edlen Vaterlandes“ würdigen, „sympathischen“ jungen Seeleute zu treffen, und Herr Loubet hatte, viel kürzer, aber mit artiger Korrektheit, für diesen Zuruß gedankt. Der Vorgang scheint politisch zunächst völlig bedeutungslos. Schon bei der Eröffnung des Nord-Ostsee Kanals hat der Kaiser ein französisches Schiff betreten — auf dem russischen Admiralschiff sollen sehr bald danach von Franzosen und Moskowitern beim Becher recht bedenkliche Reden geführt worden sein —, auch der Austausch höflicher Depeschen ist zwischen den höchsten Vertretern Deutschlands und Frankreichs nicht mehr neu und der „glückliche Umstand“, der das Zusammentreffen in Bergen ermöglichte, soll, wie man im *Figaro* lesen konnte, der Initiative des Deutschen Kaisers zu danken sein, der dem Marineattaché der französischen Botschaft in Berlin schon vor Wochen den Wunsch ausgesprochen habe, der *Iphigénie* einen Besuch abzustatten. Dennoch wurde die Meldung aus Norden in einem beträchtlichen Theil unserer Presse mit einem Schalmientkonzert begrüßt. Die Hundstage sind nah, es fehlt an lohnendem Zeitungstoff, die Hoffnung,

Herrn von Miquel schon im Juli geschlachtet zu sehen, hat sich nicht erfüllt, — und die Gelegenheit, den Kaiser winselnd mit Schwanz und Pfoten anzuwedel'n, darf kein byzantinisch gekämmter Pudel sich entgehen lassen. So wurde aus einer Regung liebenswürdigen Wesens denn schnell ein politisches Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht und der aufstrebenden Welt vom Holzpapierharuspicium verkündet: Was Otto Bismarck vergebens erstrebte, ward dem milderen Wilhelm als Lohn seines Mühens; er hat in die spröden sich verschließenden Franzosenherzen den Weg gefunden, hat die trotz dreißigjährigem Frieden immer noch Grollenden endlich versöhnt und durch eine ganz persönliche Politik der Ruhe Europas eine festere Basis geschaffen, als es der sanfte Lockruf des Weißen Zaren vermochte; von der Frühstunde des sechsten Julitages 1899, da der Kaiser den Fuß an Bord der Iphigénie setzte, wird die mitteleuropäische Menschheit künft'ig eine neue Epoche friedlicher Eintracht datiren und die fernsten Enkel werden den Enkel der Sieger von Siebenzig preisen, dessen bezaubernder Kunst das holde Wunder gelang . . . Kalchas ist wieder einmal sehr stolz und sonnt sich wohlgefällig in seinem Schertriumph.

Ob die Lust lange währen wird? Daß es eine persönliche Politik des Kaisers, eine, die nicht zugleich die von d. n. amtlichen Trägern der Verantwortung gebilligte Politik des Deutschen Reiches ist, nicht gibt und nicht geben kann, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden. Und daß die Franzosen bei der Beurtheilung des Tages von Bergen recht weit von dem beschämenden Ueberschwang unserer Wortführer entfernt sind, lehrt ein Blick in die pariser Presse. In den Blättern, die den größten Leserkreis und deshalb die Pflicht haben, sich dem Massenempfinden besonders schmiegsam anzupassen, fand man die üblichen hämischen Ungezogenheiten gegen den Kaiser; in anderen Blättern, die ihrer kleineren Gemeinde einen besseren Ton bieten zu müssen glauben, wurde huldvoll gesagt, Frankreich dürfe sich die deutschen Annäherungsversuche immerhin gefallen lassen, da die Republik die Hilfe des benachbarten Kaiserreiches in kolonialen Angelegenheiten — Das soll heißen: in etwa eintretenden Verwickelungen mit England — eines Tages vielleicht brauchen könne. Kühl wurde die Sache in allen Lagern beurtheilt. Und daß der Wind nicht noch frostiger über die Vogesen weht, ist nur der Rücksicht auf den Frosthunger zu danken, der sich im Mehksommer des Jah: es 1900 zu sättigen hofft. Die Mehrzahl der Franzosen ist überzeugt, die gehäuften Höflichkeiten, die der Deutsche Kaiser der Nachbarrepublik während des letzten Austrums erwiesen hat, seien nur bestimmt, den von ihm ersichteten

Besuch der pariser Weltausstellung vorzubereiten, — und einen so billigen, so weithin sichtbaren *clou de l'Exposition* wünscht sich natürlich jeder lutetische Händler herbei. Diese Ansicht ist doppelt thöricht. Denn erstens wird sich, wenn die Verhältnisse sich nicht wider alles Erwarten ändern, im Deutschen Reich kein gewisserhafter Mensch finden, der für eine pariser Reise des Kaisers die Last der Verantwortung übernimmt, einer Verantwortung, die vor jüher Kriegsgefahr nicht zurückschrecken dürfte; und zweitens beweist das Gewisser, welcher kleinlichen Erwägungen der Repräsentant des Deutschen Reiches von dem Volksgeist der Franzosen verdächtigt wird: ihm, den nur der Wunsch treiben kann, zwei hoch kultivirte Nachbarnationen einander im Fühlen näher zu bringen, wird schlankweg die Absicht untergeschoben, einen persönlichen Erfolg einzuheimen und sich auf den Großen Boulevards, wie weiland Herr Boulanger, vom gepuzten Pöbel umjubeln zu lassen. Auf diese kränkende Unterstellung wurde hier jedesmal warnend hingewiesen, wenn ein kaiserlicher Gruß in der amtlichen Sphäre Frankreichs ein höflich herüberklingendes Echo weckte und darob aus den Gefindegimmern der deutschen Presse ein gewaltiger Jubel erscholl. Die Warnung ist ungehört verhallt. Sie wird auch diesmal verhallen; und den ernststen Beobachter politischen Werdens und Wandels wird im Kreis der Frohlockenden bange Sorge beschleichen, wie im Parzenlied der goethischen Iphigenie den Alten, der

„Denk Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt.“

Vielleicht ist's den Kindern und Enkeln der Deutschen von heute beschieden, die schöne Friedensstunde zu schauen, da der gallische Hahn froh den deutschen Adler umkräht und im Lande der uns knochenlos dünkenden Iphigénie Racines einst gut goethisch zur hohen Göttin gebetet wird: „*Enthalte vom Blut meine Hände! Nimmer bringt es Segen und Ruhm . . .*“ Noch sind wir leider längst nicht so weit; und jede überreizte Freundschaftsbekundung, die sich in Deutschland zeigt, stärkt nur den unausrottbaren Gallierstolz und steigert die Gefahr einer unheilvollen Verwicklung. Frankreich durchlebt jetzt eine Krisis, von der nur einzelne Symptome in dem wüsten Kampf um Dreifuß bemerkbar geworden sind. Das Reich des Sonnenkönigs und Bonapartes wird, mit seiner abnehmenden Bevölkerungszuwachsziffer und seiner bis zur Erstarrung rückständigen Industrie, allmählich aus seiner alten Großmachtstellung verdrängt und auf das Niveau Italiens hinabgedrückt; es leidet, zuerst unter allen Staaten Europas, an dem Zwiespalt zwischen militärisch-aristokratischem Kastengeist und demokratischen Einrichtungen; und es scheint zum ersten Experimentirlande des

modernen Sozialismus bestimmt. Dieser Krisis, die, wenn erst die Aufstellungsernte eingebracht ist, jeden Augenblick zu dem Versuch einer Entladung nach außen zu führen vermag, kann Deutschland kaum still genug zusehen; schon der Schein eifrigen Werbens könnte die gefährliche Hoffnung auf einen Ersatz des 1870 Verlorenen nähren. Wie das kritische Stadium schließlich verlaufen, ob sich am Ende die Möglichkeit zuverlässiger Freundschaft zwischen den beiden Reichen ergeben und ob der von Vielen erträumte Dreibund Deutschlands, Frankreichs und Rußlands gegen angelsächsische Anmaßung je Ereigniß werden wird? Nur die auf wolkgiger Höhe Thronende weiß es, zu der unser Dichter die jungfräuliche Priesterin beten läßt:

„Weise bist Du und siehst das Künftige.
Nicht vorüber ist Dir das Vergangene
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.“

Kalkhas wähnt sich trotz allen entdeckten Irrungen noch heute weiser als die weiseste Göttin. Er verübt in der Stadt Oslafs Kyrre Streiche, die dem Schelm von Bergen Ehre machen würden, bläht sich mit seinen Deuterkünsten und bedenkt, als ein blöhdummer Augur, nicht einmal, daß auch den Franzosen, die er versöhnt in die offenen Arme der Deutschen sinken sieht, „das Vergangene nicht vorüber ist“. Doch seit dem Trug von Aulis — Bismarck hat es oft gesagt — trauen die Könige den Zeichendeutern nicht mehr recht. Und so mag dem von schlauen Kalkhasjöhnen schamlos belogenen Deutschen Kaiser die schmerzliche Enttäuschung erspart bleiben, selbst schauen zu müssen, wie die Franzosen, die ihn als Sehenswürdigkeit vielleicht den Messegästen vorsetzen möchten, auf dem tiefsten Grund ihres heißen Chauvinherzens in ihm den Erben des Siegers von Sedan hassen und wie gern sie, nach dem Wort aus Goethes Gedicht, „meiden, im Enkel die Bäume des Ahnherrn zu sehen“.



Die Reaktion in Italien.

Der Italien liebt, sieht mit tiefem Schmerz, wie dieses intelligente Volk an einer politischen Reaktion krankt, die schlimmer ist als türkische Nigirwirthschaft. Aber der Schmerz darüber muß hinter die Frage zurücktreten, was dieser Reaktion den Weg geebnet und fast jeden Widerstand dagegen in einem Lande beseitigt hat, das, wenigstens in seinen nördlichen Gegenden, eben so civilisirt und von liberalen Ideen erfüllt ist wie die fortgeschrittensten Theile Europas. Die Beantwortung ist nicht schwer. Drei protektionistische Systeme, eins immer verdecklicher als das andere, erdrücken das Land. Das dritte soll den Schrei ersticken, den die beiden anderen dem Volk entreißen.

Die Industriellen — besonders die des Nordens — haben, unter dem Vorwande, die Industrie des Landes zu heben, die Einfuhrzölle auf fremde Gewerbeprodukte nach Möglichkeit gesteigert; sie bedachten dabei aber nicht, daß Industrien, die nur in künstlicher Bruthitze gedeihen, übermäßige Kosten verursachen und schließlich, wenn der Schutz Zoll fällt, doch nicht lebensfähig sind. Dann haben die großen Grundherren — besonders die des Südens — den schutzzöllnerischen Industriellen die Hand gereicht oder vielmehr mit den Industriellen Halbpact gemacht; sie bewilligten ihnen die Aufrechterhaltung von Industriezöllen, um dafür entsprechende Lebensmittelzölle, in erster Linie auf Weizen und Mais, zu erhalten, die, ihrer Angabe nach, freilich nur die landwirthschaftliche Produktion heben sollten. Und als wenn das Alles das Volk noch nicht genug bedrückte, kam der Militarismus als Dritter im Bunde hinzu. Der Hof, der weder an der Landwirthschaft noch an der Industrie interessirt ist, findet seinen Ruhm, seine Freude und seine Zerstreuung im Soldatenspiel und im Militarismus.

Paraden, Ernennungen von Generalen, Rivalitäten zwischen hohen Militär- und hohen Civilbeamten und verwickelte Intriguen, in denen nicht selten zarte Frauenhände sichtbar werden, fällen unser höfisches Leben aus; und obgleich die Verfassung will, daß der König herrscht und nicht regirt, so ist, nachdem allerlei unfähige Minister einander der Reihe nach abgelöst

haben, auch diese Maxime nicht mehr entscheidend: wir haben in Wirklichkeit ein caesarisches Regiment und der Wille des Königs gilt erheblich mehr als der des Senates, der Kammer und — leider auch! — der öffentlichen Meinung. Die Hofpartei, obwohl sie nur eine verschwindend kleine Gruppe von Personen umfaßt, hält allein das enorme Heeresbudget für zwölf Armeecorps aufrecht; und dazu hat sie nicht einmal nöthig, mit dem Volk zu paktiren, sondern sie braucht sich nur mit den Rotarien zu verständigen, die die Parlamentsabstimmungen beherrschen. Um die Zustimmung dieser Leute zu erhalten, unterstützt sie nach der einen Seite die industrielle, nach der anderen Seite die agrarische Prohibitiv-Politik, — und die auf solche Weise bestochenen Interessenten geben sich dazu her, den militärischen Protektionismus, die allerunpopulärste Institution Italiens, aufrechtzuerhalten.

Das Alles würde hinreichen, um ein reiches Land allmählich zu ruiniren, wie gewisse Verfallerscheinungen in Frankreich lehren; aber ganz unerträglich ist es in einem Lande von bestimmt begrenzter Produktivität, mit einer in ihren Anfängen stehenden Industrie, — in einem Lande, in dem die Landwirtschaft nur an wenigen Punkten einen intensiven Betrieb kennt, wo noch Alles Revolution und Unruhe athmet, die Staatseinrichtungen eben erst unter Dach und Fach gebracht sind und das Feuer der gewaltthätigen Auflehnung noch unter der Asche glimmt. So ist denn das italienische Volk in eine Sackgasse gerathen, aus der es keinen anderen gesicherten Weg giebt als den Hungertod oder eine völlige Aenderung des Regierungssystems. Aber das Volk ist festgeschmiedet an den dreifachen Ring des Militarismus, des industriellen und des agrarischen Protektionismus; es kann sich davon nicht losmachen und ist in der Lage des Trinkens, der drei Viertel seines Lohnes durch die Gurgel gejagt hat und nun, mag er die letzten Pfennige noch so oft in der Hand hin und her wenden, doch nicht genug herausrechnen kann, um für Essen und Nachtquartier zu sorgen.

* * *

Wenn die Staatsmänner nicht bald zur Besinnung kommen, die Augen öffnen und begreifen, wohin sie die Nation geführt haben, so bleibt nur noch der gewaltsame Ausbruch aus diesem hoffnungslosen Engpaß. Brutal wird es zugehen, wenn die ganze Masse des Volkes eines Tages Hand anlegt, um sich billiges Brot und eine bessere Regierung zu verschaffen, — eine, die wenigstens ab und zu doch auch an die enterbten Klassen denkt und nicht bloß an die paar agrarischen und industriellen Barone. Noch brutaler aber sind heute schon die Gewaltmittel, mit denen die Regierung Die zum Schweigen zu bringen versucht, die auf die schreiendsten Uebelstände hinweisen, Gerechtigkeit verlangen,

den Militarismus bekämpfen und die unermessliche Schädigung durch den industriellen, agrarischen und militärischen Protektionismus verkünden. Sie hat kein Bedenken getragen, Schriftsteller für Artikel zu verfolgen, die Jahre lang vorher geschrieben worden waren; sie hat sich nicht geschemt, grundlos den Belagerungszustand zu verhängen, und sie hat die unauslöschliche Schmach der Fusilladen auf sich geladen, die mehr als hundert Menschen in den Straßen Mailands hinstrickten, ohne daß auch nur ein einziger Soldat verwundet worden war.

Eine Regierung, an deren Spitze ein Soldat steht, in der drei andere Generale das Portefeuille des Krieges, der Marine und des Auswärtigen führen, Einer immer unfähiger als der Andere, — die Regierung eines solchen Ministeriums kann ihren Weg nicht zurückmessen und ihre Fehler nicht wieder gutmachen; und so blieb denn nichts übrig, als begangene Fehler durch neue zu überbieten, neue Gewaltmaßregeln zu erfinden und Gesetze vorzulegen, die die Säbelherrschaft und den Belagerungszustand in Permanenz erklären. Das gab noch dazu die willkommene Gelegenheit, fortan die Press- und Versammlungsfreiheit zu verkürzen und die Strafen auf Verleumdungen und Beleidigungen zu verdoppeln. Spitzbübereien, wie sie im Banco romano begangen worden waren, würden dann künftig nicht mehr so leicht ans Tageslicht zu ziehen sein, und die verbrecherischen Elemente der regirenden Gruppen könnten hübsch unter sich und ganz ungestört bleiben.

Schon heute existiren Press- und Versammlungsfreiheit kaum noch anders als auf dem Papier. Das Ministerium Pelloux konnte sich schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt rühmen, außer Konfiskationen ohne Zahl fünfundsiebenzig Verurtheilungen von Redakteuren durchgesetzt zu haben. Ein Journalist wurde verurtheilt, weil seine Zeitung am zwanzigsten September, dem Tage der Ermordung der Kaiserin Elisabeth, mit einem Trauerrand erschienen war, der um zwei Millimeter zu breit war; allerdings war der Tag zugleich der Jahrestag des Einzugs der Piemontesen in Rom, ein Tag, über dessen kriegerische Bedeutung man verschiedener Meinung sein kann. Ein anderer Journalist wurde verurtheilt, weil er unehrbietig von der Loge gesprochen hatte; selbst eine Schrift Tolstois, die den Krieg verwirft, wurde konfisziert und ein junges Mädchen wurde für schuldig gehalten, weil sie erklärt hatte, man müsse den hungernden Armen zu Hilfe kommen. Auf drei Monate entfallen zweitausend Verurtheilungen wegen politischer Vergehen. Eine große Zahl von Volksschullehrern ist vom Amte suspendirt worden und Tausende von Vereinen und Genossenschaften wurden aufgelöst, auch solche, die von der größten wirtschaftlichen Bedeutung für das Volk waren.

Und nun sollen die durch königliches Dekret eingeführten Gesetze den Ausnahmezustand für immer festlegen und den letzten Rest von Vereins- und Gedankenfreiheit abschaffen?

Man hat gesagt, einige dieser Maßregeln seien deshalb nöthig, weil die vorijhinga.. maikinder. Maxhage.. vorku.. die. Maxhage.. gschijkt. moxder.. fjeve.. Das ist aber falsch und erlogen. Die Unruhen waren die Folge der Brottheuerung und der allzu berechtigten Entrüstung über die schamlosen Freisprechungen der Crispi, Favilla und Konsorten.

Es hieß, wir seien für die ganze Freiheit noch nicht civilisirt und reif genug. Nun, diese „ganze Freiheit“ haben wir seit fünfzig Jahren; und wenn wir Etwas brauchen, so sind es neue Freiheiten, nicht neue Unfreiheiten. Man hat von je her mit geringen Einschränkungen der Freiheit angefangen, um sie am Ende ganz zu erdroffeln. Alle Parteien schwärmen für Pressfreiheit, wenn der Presse nur irgend welche bestimmten „Ausfchreitungen“ verboten würden; die Fabrikanten und die Grundherren wollen der Presse von Allem zu reden erlauben, nur nicht von Stripes und von den Getreidepreisen, die Militärs haben nur Einwendungen, wenn die Armee kritizirt wird, die Klerikalen, wenn die Dogmen angegriffen werden u. s. w.

Andere sagen wieder: „Aber so ist doch wenigstens Ruhe im Lande.“ Ja gewiß, aber die Ruhe der Lähmung, der Erstarrung und des Kirchhofes, — eine Ruhe, die um den Preis der Rationalehre erkaufte wird. Man blide auf jenes unglückliche Land, für dessen Zustände alle unsere Reaktionäre bewußt oder unbewußt schwärmen, auf das einst so stolze Spanien, das jetzt gedemüthigt und unter thurmhoher Schmach begraben ist. Wo hat sich blinde Verfolgungswuth je bitterer gerächt als in dem Lande, das seine Denker auf die Scheiterhaufen sandte und zuletzt noch auf Montjuich alle Gräuelt mittelalterlicher Torturen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erneuerte? Da erlaubt sich die Presse gewiß keinen Hinweis mehr auf Mißstände in der Armee, nicht einmal unter Ministerien, die wir nach unseren Begriffen ultraliberal nennen müßten. Nun: Spanien hat die Früchte dieses Systems geerntet; mit seinen militärisch gedrillten Heeren hat es nicht einmal ein paar tausend schlecht bewaffnete und zerlumpte Insurgenten niederwerfen können und vor den ersten Kanonenschüssen aus dem Lager eines nicht-militärischen Volkes ist es feig in die Knie gesunken. Und warum mußte es dahin kommen? Weil die Generale nur für sich selbst besorgt waren, die Soldaten, die nicht wußten, wofür sie kämpften, weder Sold noch Lebensmittel erhielten und nicht im Stande waren, sich weiter als einige Kilometer von ihren besetzten Stützpunkten zu entfernen; weil die Schiffe, die zahlreich genug waren, um betrügerische Lieferanten und prahlende Admirale in Haufen zu erhalten, weder Geschütze noch Munition hatten. Aber wer hätte unter den spanischen Verhältnissen wagen dürfen, Das offen auszusprechen? Man darf laut jubelnd rufen: herrlich war dem Staat mit dieser Beschränkung der Pressfreiheit gebient!

Wenn in Zukunft auch keine Klagen mehr laut werden, so werden die Leiden

doch nicht aufhören, weiter zu schmerzen, und das Krebsübel wird nur um so tiefer fressen. An die Stelle der freien Presse werden die geheimen Flugblätter, wird die verbotene Propaganda treten. Schon jetzt haben wir eine Art von Geheimliteratur über die vorjährigen mailänder Unruhen, die um so mächtiger wirkt, weil sie nicht diskutirt werden kann. Und an die Stelle der verbotenen offenen Gesellschaften und Vereine werden Geheimbünde treten: wir sind dann wieder bei der politischen Verschwörung angelangt, die wir längst überwunden glaubten.

Das Mindeste also, was diese Gesetze herbeiführen werden, ist eine Vermehrung des Zündstoffes und des Hasses; vielleicht werden sie auch schlecht geleitete Aufstände verursachen, die allerdings den verbesserten Schußwaffen unserer Armee gegenüber erfolglos bleiben werden. Und solchen verzweifelten Auflehnungen werden neue, gewaltsamere Repressionen folgen, so daß wir auf der einen Seite eine Masse sehen werden, die, zu jeder Gewaltthat bereit, ihre Opfer auf dem Straßenpflaster und im Kerker lassen wird, auf der anderen Seite eine kleine Schaar von Gewalthabern, die um so grausamer sein werden, je mehr sie sich fürchten. Wie lange ein solcher unnatürlicher Zustand dauern kann, ist nicht vorauszusagen. Das aber ist sicher, daß er eine wirkliche Revolution vorbereitet, die nach so vielen harten und ungerechten Verfolgungen fürchterlich sein wird: und das Alles in einem liebenswürdigen, leicht lenkbaren Volke von milder Art, das so leicht zu regiren wäre, wenn die herrschenden Klassen nur um ein Geringes selbstloser wären und einen kleinen Theil ihrer eingebildeten Vortheile zu Gunsten ihres und des allgemeinen wirklichen Interesses zu opfern verstünden.

Um einzusehen, daß die Reaktion von heute nicht dauernd das Feld behaupten kann, daß ihr nur ein kurzer Triumph beschieden ist, brauchen wir nur um uns zu blicken. Wir haben eine geistige Thätigkeit, die von Frankreich und Belgien nicht übertroffen wird, blühende Universitäten mit weiten Laboratorien, in denen sich Forscher aus ganz Europa versammeln, unsere abgelegensten Dörfer sind elektrisch beleuchtet und mit entfernten Städten durch Telephone und Straßenbahnen verbunden, Arbeitergenossenschaften von zwanzig- bis dreißigtausend Mitgliedern behaupten sich allen bürokratischen Chikanen zum Troß, Zeitschriften entstehen in jedem Centrum, die Frauen dringen in die Berufszweige der Männer ein, die Bevölkerung — wenigstens Oberitaliens — löst sich innerlich mehr und mehr vom Priester und vom Soldaten ab und sinnt nicht auf Kriegsrühm und Eroberungen, sondern auf Verbesserungen der industriellen und agrarischen Technik. Ich sehe, wie selbst die Exreaktionäre der mailänder Verwaltung gezwungen sind, die großen Betriebe der Gas- und Wasserversorgung, die Schulen und Verkehrsmittel zu municipalisiren, wie — und so war es auch 1848 — an die Stelle jedes abtretenden Gegners zwei oder drei Liberale rücken, wie es der Reaktion so an Intelligenzen gebricht, daß sie nicht einmal

brauchbare Redakteure für ihre Zeitungen gewinnen kann, und wie sie sich im gegenwärtigen Kabinet mit Ministern von lächerlichster Unfähigkeit begnügen muß: wenn ich das Alles überlege, so will ich den Trost und die Hoffnung nicht fahren lassen, daß der Horizont sich doch bald weiten und aufhellen wird und daß trotz Alledem ein neues Italien erstehen wird, allen Völkern theuer, weil es sich von Gewalt, Unrecht und Unkultur abwendet, um mit den anderen Völkern nur noch im Guten und Schönen zu wetteifern.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



Eine kleine Inventur.

Die Musterung der Lage*) hat bisher ergeben, daß die Proletarier, die ein Interesse am Umsturz haben, sowohl an Zahl abnehmen als an Macht einbüßen, da die Macht der im Staat organisirten Besitzenden und Schmaroger dank der heutigen Waffentechnik und dem vollendeten Nachrichtendienst stetig wächst, daß demnach jede Gefahr einer gewaltthätigen Erhebung völlig beseitigt ist, daß aber der bestehende Zustand keineswegs befriedigend ist, weil die Zahl der wahrhaft Produktiven im Verhältniß zu der der Schmarogenden stetig abnimmt, weil die Schmarogenden einen größeren Antheil vom Nationalprodukt beziehen als die Produktiven, weil das Dasein eines immer größeren Prozentsatzes der Bevölkerung von den unberechenbaren und immer schneller wechselnden Konjunkturen der Weltwirtschaft abhängt und weil auf den untersten Schichten der Produktiven und Unentbehrlichen der Druck des breiter werdenden und Luxus heischenden Reichthums immer härter lastet, da eine immer kleinere Anzahl von Arbeitern eine immer größere Menge von Produkten zu schaffen und von Diensten zu leisten hat, die Löhnung aber und die sonstigen Arbeitsbedingungen nicht von irgend einer waltenden Vernunft, sondern durch das Angebot an sich selbst verkaufender menschlicher Arbeitskraft bestimmt werden. Und zwar helfen die Arbeiter selbst diesen auf ihnen lastenden Druck vermehren, indem auch sie als Konsumenten in Masse wohl-

*) S. „Zukunft“ vom 8. Juli 1899.

feile Gewerbeerzeugnisse verbrauchen und überflüssige Dienste beanspruchen. Daß wir durch die wachsenden Verwickelungen der Weltwirthschaft und durch das Gegenmittel der Verstaatlichungen und Kartelle in den Sozialismus hineinwachsen, bleibt trotzdem möglich; nur wird der Zukunftsstaat, der auf diese Weise entsteht, keine Diktatur des Proletariates, sondern die Diktatur des genossenschaftlich organisirten Unternehmertumes sein. Die politischen Kämpfe würden damit nicht beendet sein, wenn es nicht gelänge, die Lohnarbeiter nicht allein zu rechtlosen Staatsklaven zu machen, sondern ihnen auch die Schulbildung und jede Erinnerung an die Ideen, Zustände und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts zu rauben. Damit sind wir bei zwei Erscheinungen angelangt: bei der Landflucht und dem Widerspruch zwischen der wirtschaftlichen Lage und der politischen Stellung des Lohnarbeiters, die zwar allen heutigen Kulturstaaten mehr oder weniger gemeinsam sind, die aber gerade in Preußen-Deutschland besonders interessante Eigenthümlichkeiten aufweisen.

Diese Eigenthümlichkeiten wurzeln in der glorreichen Zeit von 1807 bis 1815. Nie und nirgends haben an einer Emanzipation der hörigen Klassen sittliche Ideen einen so hervorragenden Antheil gehabt wie bei der Wiedergeburt Preußens nach Jena. Zwar war es auch hier der Zwang der Verhältnisse, der den König dahin brachte, daß er sich für die in der Schule Kants und Fichtes erzogenen Patrioten, für die Männer der neuen Ideen entschied gegen die Maulwürfe, wie der madere Boyen die Leute nennt, die den Korporalstab, die Feudalherrschaft und als Schutz beider den königlichen Absolutismus konserviren und daher sich die Oberherrschaft Bonapartes gefallen lassen wollten, weil der Freiheitkampf nur durch die Preisgebung des alten Systems möglich war. Aber die Kraft der weit verbreiteten Ideen, deren Träger es verstanden hatten, sich den russischen Kaiser dienstbar zu machen, war es doch eben, was den König dem Einfluß der Maulwürfe entzog. Die europäische Welt hatte bis dahin vier Hauptformen des politischen Daseins gekannt: den auf Sklaverei gegründeten Stadtstaat, den Caesarismus, den aus patriarchalischen, vielfach abgestuften und verkettenen Abhängigkeitsverhältnissen mit eingesprengten kleinen Stadtstaaten und freien Bauernschaften bestehenden Feudalstaat und den bürokratischen Fürstenabsolutismus. Die in Frankreich geborenen neuen Ideen forderten die Wiederherstellung des antiken Staates auf der breiten Grundlage großer Länder und ohne Sklaverei: sämtliche männliche Bewohner der 5000 bis 10000 Quadratmeilen großen europäischen Länder sollten in ein Verhältnis zu einander treten, wie vormalig die freien Männer Athens, Sparta und Roms und das erbliche oder gewählte Oberhaupt sollte nur Das sein, was der erleuchtetste aller absoluten Monarchen der vorhergehenden Periode hatte

sein wollen: der erste Diener des Staates, also der Bürgerschaft. Nun war die Verwirklichung dieser Idee im damaligen Preußen bis zu einem gewissen Grade möglich, weil die überwiegende Mehrheit seines Volkes aus Bauern und hausbesitzenden Stadtbürgern bestand, die Zahl der nichts besitzenden Lohnarbeiter aber und der Beamten so gering war, daß es schien, als dürfe man sie außer Acht lassen. Auf Dieses hin konnte die Hörigkeit der Bauern abgeschafft, die Städteordnung, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, konnte der schon bestehende Schulzwang verschärft und das Niveau der Schulbildung erhöht, konnte eine Verfassung, die Jedem den Antheil an der Gesetzgebung und an der Aufsicht über die Staatsverwaltung sicherte, in Aussicht genommen werden. Aber eben das Befreiungswerk brachte eine Entwicklung in Gang, welche die soziale Struktur des Staates von Grund aus umbaute. Bei der Bauernbefreiung ward bald die Losung des Adels: den Bauern die Freiheit, uns das Land! So erfuhren die Rittergüter eine Vergrößerung, die zusammen mit der steigenden Intensität des Anbaues eine starke Vermehrung der Arbeiterzahl nothwendig machte; daneben aber differenzirte sich die bäuerliche Bevölkerung in freie, immer wohlhabender werdende und ebenfalls der Lohnarbeiterschaft bedürftige Bauern und landlose Tagelöhner, die das Bedürfniß der anderen beiden landwirtschaftlichen Stände deckten. Zugleich wuchs im Westen und in den Großstädten des Ostens die Industrie heran, für die das vorhandene Arbeitermaterial, Handwerksgefallen und bankerotte kleine Meister, nicht hinreichte. Immer ungestümer forderte der Liberalismus, d. h. der mit politischen und humanen Phrasen maskirte Industrialismus und Kapitalismus, die Befreiung der ländlichen Arbeiter von den letzten Resten der feudalen Fesseln und setzte die Freizügigkeit durch. Dank einer vortrefflichen Sanitätspolizei und einer Volksgesundheit, die zusammen die Bevölkerung in nie dagewesenem Maße wachsen ließen, kam es bald dahin, daß das Volk zum größeren Theile aus abhängigen Lohnarbeitern und Beamten bestand, während zugleich die seit Jahrhunderten eingeleitete Entvölkerung des agrarischen Ostens in bedenklich raschem Fluß gerieth.

Dadurch ward nun zunächst die Idee des modernen Staates in einen unheilvollen Widerspruch mit dem gesellschaftlichen Bau des Volkes verwickelt. Als Bismarck, diese moderne Idee in den Dienst seiner politischen Pläne stellend, das allgemeine gleiche Wahlrecht einführte, waren die Bedingungen für die Verwirklichung der Idee schon geschwunden. Man mag den Staat mit Kant, Fichte und Hegel als die Verwirklichung der sittlichen Idee oder mit Justus Möser, der die Weltgeschichte für sich hat, als eine Aktiengesellschaft auffassen: in keinem Falle ist ein Staat denkbar, dessen gleichberechtigte Bürger theils unabhängige Besitzer, theils abhängige Besitzlose wären. Nach der Idee jener Philosophen bildet das Eigenthum die Grundlage

der Sittlichkeit, weil die freie Persönlichkeit einen Stoff braucht, an dem, und Werkzeuge, durch die sie sich bethätigen kann, und weil der Abhängige nicht in der Lage ist, sich unsittlicher Zumuthungen zu erwehren. Unsere Gesellschaft- und Produktionsordnung aber fordert Millionen abhängiger Proletarier; denn welcher Besitzende wird solch ein Narr sein, für anderthalb Mark täglich auf den Plantagen eines Großgutes oder in einer Zuckersabrik, oder für drei Mark in einer lebensgefährlichen Kohlengrube zu schuften, für eine Mark als Kanalarbeiter zwölf Stunden lang im nassen, stinkenden Schlamme zu stehen oder sich gar auf einem Ozeandampfer in den Stier des Phalaris einsperren zu lassen? Wenn sich für all Das Niemand findet, dann sind die Dividenden, die privaten Großunternehmungen, die großen Vermögen dahin, — und Nichts ist denn auch folgerichtig Sozialist geworden. Aktionär aber, um auf die andere, die historische Auffassung des Staates überzugehen, kann Keiner sein, der nicht eine Aktie hat, und unter einer solchen kann auch hier nur ein Grundstück oder ein Kapital verstanden werden, das mit der oder ohne die Arbeit des Besitzers seinen Mann nährt. In Wirklichkeit sind alle Staaten bisher nichts Anderes gewesen als Anstalten zur Sicherung des ungestörten Besitzes und Gebrauches solcher Aktien und natürlich auch des Lebens und der Personen der Besitzer. Demnach sind die Besitzlosen nie und nirgends Staatsbürger oder gar Vollbürger gewesen; und wenn man ihnen heute das Bürgerrecht verleiht, so verleiht man ihnen einen Anspruch, von dem noch Niemand weiß, wie er verwirklicht werden soll. Bei uns in Deutschland trägt sogar jeder ernstliche Versuch, ihn zu verwirklichen, den „Berechtigten“ Geld- und Gefängnisstrafe ein. Die Kohlenhauer begeben sich bei dem heutigen Zustande der Gruben und der Grubenaufsicht täglich in Lebensgefahr. Sie behaupten als Sachverständige, diese Lebensgefahr könne durch Vorrichtungen, die allerdings die Grubenbesitzer Geld kosten würden, ganz beseitigt oder wenigstens auf ein sehr geringes Maß herabgesetzt werden. Was kann es für ein natürlicheres, selbstverständlicheres Recht des freien Mannes und Staatsbürgers geben als das, erklären zu dürfen: Unter diesen gefährlichen Verhältnissen arbeite ich nicht? Was ist selbstverständlicher, als daß die zehntausend oder hunderttausend Arbeiter eines Grubenbezirkes sich besprechen und sagen: Wir fahren nicht eher wieder ein, als bis die Lebensgefahr beseitigt ist? Weit gefehlt! Wenn diese Leute so sagen, behandelt man sie als Aufrührer; man schießt ihnen Militär über den Hals und die „Räufel-führer“ werden als Verbrecher abgestraft. Schon die öffentliche Besprechung dieser Uebelstände zieht den Zeitungsredakteuren, die sie wagen, Verurtheilungen wegen Beleidigung der Grubenbeamten zu, — und Das in einer Zeit, wo, wie am siebenten Mai der Börsenweise der Neuen Freien Presse verrieth, die deutschen Unternehmer und Aktionäre „dick verdienen“! Der „Gesammt-

verband Deutscher Metallindustrieller" hat an den Grafen Posadowsky eine Eingabe gerichtet, worin er gegen den Antrag auf Errichtung von paritätischen, d. h. aus Unternehmern und Arbeitern bestehenden Arbeitnachweisen protestirt. In dieser Eingabe heißt es u. A.: „In der Politik und vor dem Gesetz hat der Arbeiter in unserem Vaterlande volle Gleichberechtigung, in wirthschaftlicher und sozialer Beziehung ist er von ihr durch unsere bestehende Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung unbedingt ausgeschlossen.“ Das Erste ist wahr und das Zweite ist wahr, aber Beides zusammen ist Unsinn. Es ist genau so, wie wenn bei einer Revolution die Sieger zu den besiegten Aristokraten sagen wollten: Vor dem Gesetz und in der Politik seid Ihr uns gleichberechtigt, aber daß wir Euch jetzt die Köpfe abschlagen und Euer Vermögen konfisziren, Das müßt Ihr Euch eben gefallen lassen! Es ist Narrheit, den Besitzlosen — wenn auch nur zum Schein — an der Entscheidung über die Staatsangelegenheiten theilnehmen zu lassen, ihm aber die Entscheidung über seine eigenen, allerpersönlichsten Angelegenheit zu entziehen, Narrheit, ihn politisch frei und wirthschaftlich zum Sklaven zu machen, es ist ein wider alle politische Vernunft verstoßender, die Massen erbitternder Hohn, wenn man Leuten, die nicht frei darüber verfügen dürfen, ob sie an einem gewissen Tage arbeiten oder feiern und unter welchen Bedingungen sie überhaupt arbeiten wollen, die politische Freiheit verleiht. Diese politische Freiheit hat gar keinen anderen Sinn als den eines Mittels, die persönliche Freiheit und ihre wirthschaftliche Grundlage zu schützen oder, wenn man noch keins von beiden hat, den des Rechtes, beide zu erkämpfen. Wenn die Arbeiter ihre politischen Rechte dazu nicht benutzen können und dürfen, dann thun sie wohl daran, diese Rechte um einen Schnaps zu verkaufen. Thatsächlich hat es große Staaten, deren sämtliche männliche Einwohner gleichberechtigte Bürger gewesen wären, noch nie und nirgends gegeben; nur in ganz kleinen Bauernstaaten ist die Gleichberechtigung möglich. Für Großstaaten mit bedeutenden Bildungs- und Vermögensunterschieden kennt die Erfahrung nur zwei Formen: eine Ungleichheit der politischen Rechte, die der Ungleichheit der Vermögen und der gesellschaftlichen Stellung entspricht, und Gleichheit Aller in der Rechtlosigkeit gegenüber einem Despoten.

Eine dritte Form ist allerdings denkbar: der Sozialismus. Ob dieser schließlich herauskommen wird, wissen wir nicht. Nur Das wissen wir, daß, wer die politische Gleichberechtigung aller Männer will, entweder den Sozialismus wollen muß oder etwas ganz Ungeheuerliches: die Auflösung aller Großbetriebe in Kleinbetriebe und aller Großstaaten in Bände winziger Bauern- und Handwerkerrepubliken; daß dagegen, wer die bestehende Gesellschaft, Produktion- und Staatenordnung unverändert aufrecht erhalten will, auf die Verwirklichung der Staatsidee von 1789 verzichten und die alten Abhängigkeit-

verhältnisse wieder herstellen oder neue erfinden muß. Das Zweite würde leichter ausführbar sein; denn die Abhängigkeit der Produktion von Weltkonjunkturen und der immerwährende Wandel der Technik dürften es kaum gestatten, daß der Großindustrielle oder der Großgrundbesitzer, zur lebenslänglichen Erhaltung eines übernommenen Inventars von Sklaven oder Hörigen verpflichtet würde. Mit der Zwangsversicherung ist ja schon der Weg beschritten worden, die Lohnarbeiter in Staatsklaven zu verwandeln. Denn diese Versicherung besagt doch nichts Anderes als: die Lohnarbeiter sind unfähig, für den Fall der Krankheit, der Invalidität und des Alters selbst zu sorgen, die Sorge für sie muß also der Staat übernehmen; wer aber für eines Anderen Unterhalt sorgt, ist sein Vormund und Herr und hat das Recht, ihn auch im Privatleben zu beaufsichtigen; ein solcher Beaufchtigter und Bevormundeter ist aber natürlich kein freier Mann. Und nachdem der Staat A gesagt hat, wird er trotz allem Sträuben dagegen auch B sagen und nicht nur den invaliden, sondern auch den arbeitsfähigen Arbeiter unter seine Vormundschaft nehmen, ihm sagen müssen, wo er zu arbeiten hat, und ihn, wenn er die Arbeit verliert, an einen anderen Ort schicken müssen, wo es Arbeit giebt. Das wird ja nun auch von den Landwirthen schon ganz unverhohlen gefordert.*) Der steigende Arbeitermangel ist für sie wirklich ein großes Uebel, ja, er bedroht den Bauernstand ganz erheblich, während der vorübergehende niedrige Getreidepreis nur eine eingebilddete Gefahr gewesen ist. Und mit dem Bauernstande würden die letzten Grundlagen des alten Preußens vollends hinweggeschwemmt. Der Großgrundbesitz aber ist ohne hörige Arbeiter gar nicht denkbar; freie besitzlose Lohnarbeiter sind niemals auf dem Lande geblieben und werden niemals bleiben, auf Wanderarbeiter aber, die der Zufall aus anderen Staaten herbeiführt, kann die Landwirthschaft nicht dauernd gegründet werden. Mit der industriellen und landwirthschaftlichen Entwicklung konvergirt die der Bureaucratie und der Staatsbetriebe zum selben Ergebnis. Die höheren Beamten bilden mit den Großunternehmern zusammen, als deren Angestellte und Mitaktionäre — das Wort Aktionär in Möfers Sinn genommen —, den Staat. Die Unterbeamten und die Arbeiter der Staatswerkstätten sind dieses Staates Werkzeuge und Diener; sie sind schon in jener unmittelbaren Abhängigkeit vom Staat, in die man die Arbeiter der Privatbetriebe zu bringen gedenkt, sobald man die juristische Form dafür gefunden

*) Und nicht bloß Gutsbesitzer, sondern auch Ziegeleibesitzer und andere Inhaber ländlicher industrieller Unternehmungen üben schon in aller Form das Herrrecht über Hörige, da ihnen Arbeiter, die wegen Mißhandlungen entflohen sind, von der Polizei zwangsweise zurückgebracht werden, darunter Kinder gegen den Willen ihrer Eltern.

haben wird. Das politische Wahlrecht, das Vereins- und Versammlungrecht, das Recht der freien Meinungsäußerung dieser Staatsklaven ist reine Pöffe. Man sollte sich nicht damit kompromittiren, daß man diesen Leuten Vertrauen bezieht. Gehorsamer Verzicht auf den Gebrauch des formellen Rechtes, das ihnen die Verfassung immer noch gewährt, läßt sich befehlen, aber Vertrauen —! Der Postassistenten-Verband hat ja freilich am siebenten Mai seinem hohen Chef ein feierliches Vertrauensvotum ertheilt. Wird dieses Vertrauen durch die Erfüllung der Wünsche der Assistenten gerechtfertigt, so ist diese Erfüllung eine Wirkung der von der Regierung getadelten Vereins- und Agitationsthätigkeit; bleibt die Erfüllung aus, so ist das Vertrauensvotum eine *par ordre du Moufti* aufgeführte Komödie gewesen.

Es ist eins der großartigsten Schauspiele der Weltgeschichte, wie der preussische Staat seit beinahe einem Jahrhundert daran arbeitet, sich selbst und Deutschland aus den Angeln zu heben. Durch die Philosophie und den Edelmutb seiner großen Männer, durch die allgemeine Wehrpflicht, den allgemeinen Schulzwang und die Förderung der Industrie hat er die Sozialdemokratie großgezogen, durch die eben genannten Kräfte und die Bauernbefreiung den agrarischen Osten entvölkert. Aus Alledem ist weder gegen den Staat noch gegen irgend einen Einzelnen ein Vorwurf abzuleiten; im Gegentheil: jede dieser Maßregeln bedeutet ein Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens; es geschieht nach einem unabänderlichen, alles Lebendige beherrschenden Gesetz, daß sich der Staat beständig umgestaltet und durch seine eigenen Lebensfunktionen — wenn nicht seinen Tod, so doch — die Vernichtung seiner alten Formen herbeiführt; und das Interessante am vorliegenden Falle besteht nur darin, daß der Prozeß so rasch und unter so auffälligen Erscheinungen verläuft. Nur eine der den Osten entvölkernden Maßregeln ist durch keine politische Nothwendigkeit geboten, sozusagen muthwillig getroffen worden und daher augenscheinlich Wirkung jener Verblendung, welche die Gottheit zu verhängen pflegt, wenn sie einen Einzelnen, ein Volk, einen Staat zu ihm selbst verderblichen Schritten treiben will: die Polenpolitik, die den letzten Rest einer Arbeiterschaft, wie sie der Großgrundbesitzer braucht, rebellisch und mobil gemacht und von der Scholle, an der sie mit der insektenhaften Anhänglichkeit des Ungebildeten, Weltfremden hing, gelöst hat.*) Sollte es gar der Regierung

*) Die 1886 unternommene Campagne gegen die Polen ist so in jeder Beziehung zweckwidrig, daß ich mir sofort sagte und in das mir damals zur Verfügung stehende Blättchen schrieb: der Grund kann nur in der auswärtigen Politik liegen. Was Bismarck im Juni 1892 in Wien dem Herausgeber der Neuen Freien Presse gesagt hat (Wippermanns Deutscher Geschichtskalender für 1892, I. Band, Seite 241), bestätigt meine Auffassung. Heute besteht die Rücksicht nicht mehr, die den damaligen Leiter der deutschen Politik bestimmte,

gelingen, die preussischen und womöglich auch die aus Rußland einwandernden Polen sämtlich zu germanisieren — Das heißt unter den obwaltenden Umständen: zu Sozialdemokraten zu machen —, so würde für die Umgestaltung des Staates nach den Plänen der Herren von Stumm, von Kardoff, von Posadowski und von der Rede das Beste fehlen: das Menschenmaterial.

Diesen inneren Widerspruch unseres Staatslebens suchen die Maß-

und keines Falls kann und darf sie ewig fortbestehen. Von Dem, was ich an anderen Orten über die neuere preussische Polenpolitik geschrieben habe, will ich hier nur die Hauptpunkte kurz zusammenstellen. 1. Die Adeligen und Präpste in der Provinz Posen haben bis in die sechziger Jahre Hochverrath verübt, es ist aber Keinem Etwas geschehen. 2. Ledochowski war den Präpsten verfaßt, weil er ihrer politischen Wählerarbeit ein Ende machte, — und Der wurde ins Gefängniß abgeführt, von Soldaten, die innerlich knirschten vor Wuth. 3. Die Vegetationen des Kulturkampfes und der Polenexpedition haben die Bürger und Bauern von der Regierungseite auf die Seite der Präpste getrieben. 4. Das Ansiedlungswerk ist gut, aber seine Motivirung ist schlecht, da sie die Polen zu Feinden des preussischen Staates macht, was schon darum unpolitisch ist, weil in dem zukünftigen Entscheidungskampfe zwischen Deutschen und Slaven Rußisch-Polen der Hauptkriegsschauplatz sein wird. 5. Hätte man auf den Bankrott der polnischen Adeligen gewartet, so hätte man ihr Land wohlfeil bekommen und sie selbst lahm gelegt; mit dem Hundertmillionenfonds hat man sie und durch sie den polnischen Mittelstand in den Städten gestärkt. 6. Der polnische gemeine Mann ist dankbar, wenn man seinen Kindern Gelegenheit giebt, Deutsch zu lernen; macht man aber Niene, ihm die Muttersprache zu rauben, so wirft er alle deutschen Bücher zum Hause hinaus. Jeder Deutsche, jeder Mann einer beliebigen anderen Nationalität macht's im gleichen Fall eben so. 7. Ein Volksschulunterricht, bei dem Lehrer und Kinder Eins des Anderen Sprache nicht verstehen, noch dazu in überfüllten Klassen und mit vorgeschriebenem Klassenziel, kann nichts sein als eine fortwährende Mißhandlung und muß die Kinder mit einem Haß gegen alles Preussische erfüllen, der zehn Generationen hindurch anhält. 8. Man muß von den preussischen Polen fordern, daß sie ihre Pflichten als preussische Untertanen erfüllen; aus Polen Deutsche machen wollen: Das ist eben so einfältig, wie wenn man aus Katzen Hunde machen wollte. Ein Pole ist darum, weil er Deutsch radebrecht, noch lange kein Deutscher. 9. Es wäre zu verstehen gewesen, wenn man alle Polen totgeschlagen oder ins Wasser geworfen und ihr Land okkupirt hätte; es wäre auch zu verstehen gewesen, wenn man, um den deutschen Gutsbesitzern die landflüchtigen, unterwürfigen, bedürftnißlosen und durch Unwissenheit zu genossenschaftlicher Selbsthilfe unfähigen Arbeiter zu erhalten, den Polen die Erlernung der deutschen Sprache verboten hätte; daß man sie zwangsweise vom Boden losreißt, in den Wanderstrudel hineinstößt und durch die eingetrichterte deutsche Sprache ihnen den Anschluß an die internationale Sozialdemokratie erleichtert und daß Dies eine Regierung thut, die im Uebrigen aus allen Kräften die deutschen Großgrundbesitzer fördert —: Das wird in alle Ewigkeit kein politischer Kopf verstehen.

gebenden sich und Anderen zu verbergen und sie zürnen Jedem, der ihn aufdeckt. Es nützt aber nichts; er muß aufgedeckt werden. Man kann es ja den Herren nicht verargen, daß sie sich gegen die Wahrheit sträuben. Den Arbeitern den freien Gebrauch ihrer politischen Rechte zugestehen: Das wollen sie nicht, weil sie fürchten, daß dadurch der Unternehmergewinn und vielleicht die Produktion selbst gefährdet werden könne; den Arbeitern die ihnen eingeräumten politischen Rechte offen nehmen: Das wollen sie auch nicht, theils, weil sie aufrichtig noch liberale Ideen und Illusionen hegen, theils, weil sich daraus gefährliche Konsequenzen für den Staat ergeben würden; denn Sklaven kann der Staat nicht wohl bewaffnen und einexerziren: die allgemeine Wehrpflicht müßte fallen und mit ihr auch die Volksschule, denn die allgemein verbreitete Kunst des Lesens und Schreibens würde die Fortsetzung der Arbeiteragitation ermöglichen und immer wieder die schlecht Gestellten unter den Arbeitern zur Unzufriedenheit und zu Ortsveränderungen verführen. Außerdem würde die Grenze zwischen dem Mittelstande, dem die politischen Rechte zu belassen wären, und dem vierten Stande, dem sie genommen werden sollten, sehr schwer zu ziehen sein. Endlich giebt es doch auch in den herrschenden Klassen genug wohlwollende, christlich und human gesinnte Männer, die den Schatz geistiger Güter, den die persönliche Freiheit selbst in ärmlichen Verhältnissen noch zeitigt, zu wärdigen wissen und denen vor einem verwilderten Gefindel analphabetischer Sklaven graut. Aber die Weltgeschichte wird den Herren ihre Vogelstrauchpolitik nicht mehr lange fortzusetzen gestatten. Man hat mich radikal und einen Vertreter von Extremen gescholten, was ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff des politischen Parteikampfes ist. Nicht ich bin radikal und nicht ich will ein Extrem, sondern die Parteien sind radikal und wollen Extremes, — und ich decke die extremen Ziele, denen sie zustreben, nur auf, damit es möglich sei, den Weg zwischen diesen Extremen hindurchzufinden. Nun wird ja ein solcher Mittelweg gewöhnlich, nicht immer, ganz von selbst gefunden, ohne daß ihn Jemand vorgezeichnet hätte; aber die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie nicht gern willenlosen Weltgeschichtsstoff abgeben, sondern bei den Entscheidungen bewußt und freiwillig mitwirken wollen. Wo es sich um die Vermittelung von Extremen handelt, da thun sie es in der Form von Kompromissen; und das Ungesunde der heutigen Lage besteht eben darin, daß dieser Weg nicht eingeschlagen wird. Bei einem Kompromiß sagt jede von beiden Parteien: Ich möchte am Liebsten alle Hundert, da ich aber die ganzen Hundert nicht kriegen kann, begnüge ich mich mit Fünzig und lasse Dir die anderen Fünzig. Unsere Sozialdemokraten aber sagen: Wir wollen Alles oder nichts. Die „Bürgerlichen“ hingegen stellen sich, als wollten sie überhaupt nichts Neues, als wollten sie nur verbrecherische Einbrüche der Arbeiter in anderer Leute Rechte und Eigen-

thum zurückweisen. Davon, daß sie die den Arbeitern — vielleicht übereilt — bewilligten politischen Rechte wieder nehmen wollen, sagen sie kein Wort; vielmehr stellen sie Das entschieden in Abrede und klagen im Ton sittlicher Entrüstung über Verleumdung, so oft Jemand sagt, daß sie es wollen. Sie suchen vielmehr ihr Ziel auf Schleichwegen zu erreichen, indem sie durch eine dem Wortlaut und Sinn der Verfassung nicht entsprechende Handhabung der Verwaltung und Justiz die politischen Rechte der Arbeiter alles Inhalts berauben und ihnen nur die werthlose leere Hülfe des Buchstabens der Paragraphen lassen, wie ich es in den Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege gezeigt habe und wie man es täglich sieht und erfährt. Dadurch ist ein ganz unerträglicher Zustand erzeugt worden: Verlogenheit unseres ganzen politischen Lebens (u. A. Vorschüpfung einer Umsturzgefahr zur Durchsetzung von Maßregeln, die keinen anderen Zweck haben als den, die Arbeitslöhne niedrig, die Dividenden und Tantiemen hoch zu halten), fortwährender Mißbrauch der Justiz zu politischen Zwecken, Anwendung von zweierlei Maß in der Rechtspflege*), Auslösung der ganzen politischen Thätigkeit in heillosem, sinn- und zielloses Geschwäg, da sich Niemand gerade heraus zu sagen getraut, was er eigentlich will, und in ein unfruchtbares Quacksalbern, da, wer den Zweck nicht verrathen will, auch das Mittel zum Zweck nicht fordern darf. In welchem Grade die Lüge vom allgemeinen gleichen Bürgerrecht das politische Leben vergiftet, geht allein schon aus der Thatsache hervor, daß man zum Schutze der Unternehmerinteressen und zur Aufrechterhaltung der diesen dienenden Autorität aller irgendwie obrigkeitlichen Personen den Grundsatz aufgestellt hat: unter den Interessen, die zu einer „beleidigenden“ Kritik berechtigten — wie viele Leute giebt wohl, die sich nicht durch jede Kritik beleidigt fühlten? — seien nur die eigenen Interessen des Kritikers oder Berichterstatters, nicht die Interessen Anderer, nicht allgemeine Interessen zu verstehen. Also: wenn ich um einen lumpigen Thaler betrogen bin, dann darf ich den Betrüger öffent-

*) Ich will hier zwei Sätze wiederholen, die ich oft ausgesprochen habe. Der Satz: duo quum faciunt idem non est idem, ist vollkommen richtig, aber: 1. Will man für zwei Klassen zweierlei Recht, so muß man es offen und ehrlich im Gesetz aussprechen und zweierlei Recht machen, eins für die Herren und eins für die Knechte. 2. Sofern immerhin auch bei einerlei Recht noch zweierlei Anwendung je nach Stand und Person zulässig ist, muß auch für diese Verschiedenheit eine richtige Norm aufgestellt werden. Z. B. für Roheitvergehungen stellt Justus Möser die richtige Norm auf: Menschen, die grobe und schwere Arbeit zu verrichten haben, müssen roh sein, wenn sie was taugen sollen, daher müssen ihre Roheiten entweder straflos bleiben oder mild bestraft werden. Unsere Justiz macht's umgekehrt; sie straft die Roheiten der gemeinen Leute hart, die der feinen mild.

lich blamiren, wenn ich mich aber gemißhandelter Kinder, des gefährdeten Lebens von 100 000 Bergleuten, des durch falsche Maßregeln der Regierenden gefährdeten Vaterlandes annehme, dann spaziere ich ins Loch! Was bedeutet Das? Es bedeutet: Selbstsucht ist erlaubt, Nächstenliebe und Vaterlands-
 liebe, Edelmut und Ritterlichkeit werden bestraft. Ich halte den Staat keineswegs für die Verwirklichung der sittlichen Ideen und halte Mörsers realistischen Staatsbegriff für den richtigen; mag der Staat nur unsere materiellen Interessen schützen: für unsere idealen Interessen werden wir schon selber sorgen. Aber uns daran hindern, die Ausübung sittlicher Pflichten verbieten, Das darf er nicht. Thut er Das, so vernichtet er alle höhere und wahre Kultur und das Leben ist nichts mehr werth. Das sollen sich die Herren Staatsanwälte gesagt sein lassen: wenn ein rechtschaffener Mann großes Unrecht ungestraft geschehen sieht, dann fühlt er sich im Gewissen verpflichtet, es öffentlich zu rügen. Und noch eine Wirkung, vielleicht die schlimmste von allen! Indem die gegen die Arbeiter geübte falsche Justiz auch auf die Angehörigen mißliebiger bürgerlicher Parteien ausgebehrt wird, indem zugleich die Furcht vor den Abhängigen zusammen mit der ungeheuerlichen Menschenanhäufung — unter dem kapitalistischen System befördert jedes Wachsthum der Bevölkerung ihre ungleichmäßige Vertheilung — zu immer mehr Freiheitbeschränkungen treibt, geht mit der bürgerlichen Freiheit zuletzt der Freiheitsinn verloren und wird die europäische Bevölkerung auf die Kulturstufe der slavischen, zuletzt der mongolischen Rasse hinuntergedrückt.

Ich habe niemals die thörichte Idee des Idealstaates gehegt. Ich weiß: es giebt keinen Idealstaat. Die Staaten werden nicht gemacht; sie sind Entwicklungsprodukte und müssen nach Völkern, Zeiten und Orten verschieden ausfallen. Weder können wir wissen, wie unser Staat nach fünfzig Jahren aussehen wird, noch können wir ihm willkürlich seine zukünftige Form geben. Es handelt sich immer nur darum, augenfällige Uebelstände abzustellen, die vorhandenen Entwicklungstendenzen zu erkennen, den gefährlichen entgegenzuwirken, heilsame zu fördern, einander widersprechende zu versöhnen, der vorhandenen Volkskraft die Lebensbedingungen und den freien Spielraum zu verschaffen und zu sichern. Das größte augenblickliche Uebel unseres Staatslebens nun, die große Lüge, läßt sich auf die einfachste Weise von der Welt beseitigen. Verwaltung und Justiz dürfen nur angewiesen werden, die Arbeiter nicht mehr an der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu hindern. Wie das Beispiel Englands beweist, wird auch dann die politische Freiheit der Arbeiter noch ein bloßer Anspruch bleiben, der der Verwirklichung, vielleicht vergebens, harret, weil die Freiheit ihrer materiellen Grundlage, der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, entbehrt; die Arbeiter werden auch dann in vielen Beziehungen Hörige ihrer Brotherrn und viele von ihnen

werden elend bleiben; aber sie werden dann wissen, daß es nicht der Staat ist, der sie im Elend festhält, sondern die wirtschaftliche Entwicklung, über die der Staat keine Gewalt hat. Die Mehrheit des Reichstages ist geneigt, diesen Weg zu beschreiten, wie die dreitägige Debatte über die Anträge auf Errichtung von Arbeiterkammern in der ersten Maiwoche bewiesen hat; ein Theil der Großindustriellen hat sich offen von Stumm losgesagt und der Fabrikant Weigert hat gegen die Eingabe des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustriellen in einer Eingabe an den Staatssekretär des Innern protestirt und in einer beigelegten Brochure nachgewiesen, daß es nicht die Arbeiter sind, sondern die Mitglieder des genannten Verbandes, die „den Frieden stören und die Existenz von Tausenden gefährden.“*)

Außerdem kann noch Großes geschehen, die Spannung zwischen den beiden entgegengesetzten Tendenzen und die Uebel des Kapitalismus zu mildern. Diese Uebel treten selbstverständlich nur in dem Maße hervor, wie sich das kapitalistische System durchsetzt, d. h. wie ein Jeder mit seiner ganzen Existenz vom Weltmarkt abhängt. Der Bauer, der zunächst für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse produziert, und der kleinstädtische Handwerker, der für einen festen Kundenkreis arbeitet: sie verspüren auch heute nur wenig von den Wirkungen des kapitalistischen Systems. Es handelt sich also darum, durch innere und äußere Kolonisation die Zahl dieser verhältnißmäßig unabhängigen Existenzen zu vermehren; gelingt es, so ist damit zugleich der Nahrung- und Wirkungspielraum des Volkes erweitert, das Zahlenverhältniß zwischen Lohnarbeitern und kleinen Selbständigen zu Gunsten der zweiten verschoben und die gefährliche Spannung zwischen der sozialistischen und der feudalen Tendenz gemildert. Die innere Kolonisation erstreben heute alle Maßgebenden. Als ich anfing, die äußere Kolonisation zu empfehlen und nach dem Südosten hinzuweisen — viele weit bedeutendere Männer hatten es vor mir gethan —, da standen die Maßgebenden noch unter der Autorität zweier bismärkischen Aussprüche, die einst und cum grano salis verstanden ihre Berechtigung gehabt hatten. Heute glaubt kein Mensch mehr, daß wir eine saturirte Nation seien; und wer weiter nichts will, Der will wenigstens Ausdehnung unseres Exportmarktes; in der Levante aber findet man vielerlei und bedeutende deutsche Interessen zu verteidigen. Die theoretische Möglichkeit, daß ohne Erweiterung unseres Staatsgebietes nicht allein hundert Millionen Einwohner durch die heimische Produktion ernährt, sondern daß dabei auch noch der Nationalreichthum und das Durchschnittseinkommen erhöht werden könnten, bestreite ich nicht. Aber jeder weitere Schritt auf dieser Bahn erhöht

*) Wie die Buchtausvorlage beweist, ist die Regierung entschlossen, auf dem falschen Wege zu beharren.

die Uebel des Kapitalismus: der Prozentsatz der Abhängigen steigt, und je leidenschaftlicher diese Leute dem Sozialismus zustreben, desto entschiedener wollen die Großunternehmer den Feudalismus; die Zahl der wirklich Produktiven wird immer kleiner im Verhältnis zur Zahl Derer, die als Beamte, als schmarozende Zwischenhändler, Spekulanten und sonstige Vermittler und als Schmarozker sans phrase von der Frucht der produktiven Arbeit Anderer leben; die wachsende Pyramide, die sich zur Säule und zuletzt zum umgekehrten Pyramidenstumpf umgestaltet, drückt immer unerträglicher auf die unterste Schicht, der Kampf ums Dasein verwandelt sich aus einem Wett-eifer der Leistungen in einen gehässigen Ringkampf um die Arbeitsplätze und zuletzt in eine gemeine Balgerei der Mehrtheit um die von der Mindertheit erzeugten Güter; und in dem Wuth von Niedertracht, den diese Kämpfe aufhäufen, geht jede edle Gesinnung zu Grunde und erstickt zuletzt jede bessere Regung; sind ja doch auch die politischen, die nationalen, die konfessionellen Kämpfe mit allem Gift, das sie erzeugen, nur maskirte wirtschaftliche Kämpfe. Das Geld, das die Engländer aus ihren Kolonien ziehen, ist wahrlich nicht die Hauptfrucht ihrer Kolonisationsarbeit; wahrscheinlich kommt es gar nicht in Betracht neben den Gewinnen, die sie auf allerlei Wegen aus unabhängigen Staaten ziehen. Die beiden Hauptvorthelle sind: die Begründung neuer angelsächsischer Staaten, die, das alte Bauern- und Handwerkerleben erneuernd, mit ihrer tüchtigen Bevölkerung nicht sowohl den englischen Staat als das Angelsachsenthum zur stärksten Weltmacht erheben, und die beständige Entleerung des Mutterlandes von überschüssigem Blute, das, daheim zurückbleibend, aus Mangel an Verwendbarkeit Eiter werden würde. Wären die sechzig Millionen Angelsachsen, die jetzt in Amerika, Afrika und Australien leben, oder ihre Väter im Mutterlande zurückgeblieben, so würde Das einen Sumpf abgeben, in dem aller Geist und alle Kraft des englischen Volkes längst erstickt wären und dessen Gestank hinreichen würde, ganz Europa zu verpestern. Kolonisation ist nicht ein Geheimmittel aus der Quacksalber-apotheke, sondern es ist das Universalmittel gegen alle sozialen Uebel, das tatsächlich von allen gesunden Völkern zu allen Zeiten angewandt worden ist. Was ist denn die ganze Weltgeschichte von der Völkerscheidung beim Thurmbau zu Babel bis auf Cecil Rhodes als eine Geschichte der Kolonisation und Kolonialkriege? Eroberung ist ja doch nichts als eine Form der Kolonisation. Ob die äußeren Bedingungen für die Anwendung dieses Mittels bei uns vorhanden sind, darüber haben, da die Selbstthätigkeit der Völker in solchen Dingen aufgehört hat, die Leiter unserer auswärtigen Politik zu entscheiden.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Renans Briefwechsel.

Vom Jahr 1847 an, als Renan das Seminar eben verlassen hatte, bis kurz vor seinem Tode registriren die Briefe an Berthelot*) die allgemeine Richtung seines Gedankenganges mit der Genauigkeit eines Sphymographen, der die Pulsschläge mißt. Hat man die einzelnen Ruhepunkte mit Hilfe dieser psychologischen Wegespur entdeckt, so verändert sich, glaube ich, das Bild, das man sich vorher von ihm gemacht hatte, und man ist genöthigt, Einiges in seinem kritischen Urtheil über den Schriftsteller zu berichtigen. Wenigstens ist es mir so ergangen und ich möchte an dem Charakterbilde, das ich in meinen Essais über die zeitgenössische Psychologie im Jahr 1882 entwarf, verschiedene Retouchirungen vornehmen.

Der Gesamteindruck dieser Korrespondenz ist der einer ganz merkwürdigen Einheitlichkeit — beinahe möchte man sagen: Einfachheit — und einer Energie, die der Legende von dem nuancirten, schwankenden, unbeständigen Renan und dem Renanismus als Theorie der Schwäche und nachgiebigen Unsicherheit auffällig widersprechen. Seine bewegliche Natur tritt freilich häufig genug hervor, so zum Beispiel in der eben so scharfsinnigen wie anmuthigen Analyse des gefährlichen Genius der syrischen Rasse. Schwankend und unbeständig mag auch die Versatilität einer Wißbegierde scheinen, die ihn mit dem selben leidenschaftlichen Interesse von der Bretagne nach Italien und von England nach dem Orient schweifen läßt. Aber die Feinheit des Urtheiles und das Gefallen an geistiger Erregung weisen auf eine ungestörte Frische und Gesundheit hin, ohne alle Spur von Müdigkeit oder Abspannung. Das ist das Resultat von Denkgewohnheiten, die nur der muthigsten Männlichkeit entspringen können. Ein robuster Geist athmet aus diesen Briefen. Eher könnte man ihnen ein Uebermaß von Entschlossenheit, eine unnachgiebige Strenge, ja, ein Kraftbewußtsein, das sich bis zu Anwendungen von Inhumanität steigert, als irgend welchen Feminismus vorwerfen. Das Alles wird noch durch die beinahe jaghafte und kränkliche Melancholie gehoben, die nicht selten aus Berthelots Briefen spricht. Man durfte erwarten, daß der große Schriftsteller sensibler, unruhiger und in Allem, was das Gemüth angeht, verwundbarer gewesen sei als der große Gelehrte, — und nun erfährt man zu seinem Erstaunen: wenn während der fast fünfzigjährigen Intimität einer der beiden Freunde die Leiden einer allzu lebhaften Empfänglichkeit, die Ohnmacht eines allzu verfeinerten Denkens, den Kummer unverständener Neigungen erfuhr, so war es der gelehrte Chemiker, nicht Renan, der in unablässiger Arbeit, in

*) Correspondance d'Ernest Renan et M. Berthelot. (Paris, Calman Lévy 1898.)

dem unermüdblichen Trachten nach Wissen und Erkenntniß häufig nicht einmal ahnte, wie hart und rücksichtslos er seinem Freund erscheinen mußte.

Das ist ein zarter Punkt, der aber nicht zu umgehen ist, wenn man in diesem seltsamen Verhältniß zweier stolzen Naturen feststellen will, was jede von ihnen gab und empfing. Eine edle Freundschaft ist gleichsam ein gemeinschaftliches Kunstwerk; und welcher Antheil daran auf den einzelnen Mitarbeiter entfällt, Das wird fast immer sehr schwer zu bestimmen sein. Doch mußten bei einem so lange andauernden Schriftwechsel gewisse charakteristische Züge nothwendig hervortreten und zweifellos ist in den Briefen des berühmten Verfassers des Lebens Jesu wenig Zärtlichkeit zu finden. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist, wie ich schon sagte, die Kraft, — und zwar eine Kraft, die selbst die Gefühle des Partners nicht schont. Man erinnere sich der geistreichen Stelle aus Renans Kindheit- und Jugenderinnerungen: „Suche ich mir zu vergegenwärtigen, ein wie sonderbares Freundespaar wir Beide gewesen sind, so muß ich an zwei Priester im geistlichen Gewande denken, die Arm in Arm mit einander wandeln“. Damals fügte er hinzu: „Wir haben niemals die geringste Vertraulichkeit mit einander gehabt und würden erröthen, wenn wir einander um eine persönliche Angelegenheit, um einen Rath befragten. . .“ Offenbar empfand er, nach dieser Sammlung von Briefen zu urtheilen, eine abstrakte Freundschaft für den Genossen seiner Gedanken, ohne zu ahnen oder wissen zu wollen, daß solche kühlen Beziehungen den Herzensbedürfnissen eines Freundes nicht genügten, der vielleicht weniger gefestigt und durchgeistigt war, dafür aber um so zärtlicher und menschlicher fühlte. Wie er darunter litt, ergiebt sich aus mehr als einer Stelle; aber für Renan bedeutete er eben nichts als einen fremden Intellekt, der ihm als Reflektor seiner Gedanken diente. Man begegnet Sätzen wie: „Sie haben nie gefühlt, was Gegenseitigkeit für die Freundschaft bedeutet und wie viel zärtliche Sorge in dem Worte ‚Freundschaft‘ steckt. Während Ihrer Abwesenheit und seit Ihrer Abreise habe ich sicher wieder öfter an Sie gedacht als Sie an mich. . .“ Darin liegt doch wohl etwas mehr als die quietistische Gemüthsruhe des „Priesters im geistlichen Gewand“. Und jenen Eindruck eines unerwiderten Gefühles hatte nicht der unbefriedigte Freund allein. Einige Briefe Henriettens Renan beweisen, daß die hingebende Schwesterseele die selbe Enttäuschung beklagte. „Den Verdruß, von dem Sie sprechen“, schreibt sie aus Syrien an Verthelot, „habe auch ich oft, ach, sehr oft empfunden. Ich habe häufig gesagt: Ernest wird von seinem Ehrgeiz mehr als von seinen Neigungen beherrscht und von neuen Neigungen mehr als von alten Beziehungen in Anspruch genommen. . .“ Und an einer anderen Stelle: „Wenn ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie leiden, so kommt es mir unwillkürlich vor, als ob Sie und ich in meinem Bruder Jemand suchen, der nicht mehr ist. . . Was wir in ihm suchen, ist nur noch

ein Phantom, eine Erinnerung . . ." Dann aber, wie erschreckt durch ihre eigene Wahrnehmung, fügt sie gläubig hinzu: „Dennoch bin ich sicher, daß er mich liebt; und angesichts seiner Betrübniß über Ihre Vorwürfe kann ich unmöglich länger an der Größe und Tiefe seiner Freundschaft für Sie zweifeln . . .“

Es scheint beinahe, als seien der Freund und die Schwester von einer — wenn auch dem Grade nach verschiedenen — krankhaften Sensibilität gewesen. Stets lebten sie in jenem Zustande von Herzensunruhe, die den Reiz und die Schwäche aller frauenhaften Persönlichkeit ausmacht. Auch war Renan, wenigstens so weit Henriette in Frage kommt, keineswegs unempfindlich für das zartere weibliche Empfinden, das oft schmerzlich in ihr aufzuckte. Wenn er aber wirklich darunter mit gelitten hat, so war es doch nur mittelbar und reflektirt, denn eine übergroße Empfindlichkeit erschien ihm krankhaft. Er war, nach den Briefen zu urtheilen, eine von jenen ausgeglichenen Naturen, denen die Selbstbespiegelung ihres Gefühlslebens fern liegt, und außerdem von einer Gesundheit des Empfindens, die nicht sowohl Nüchternheit als vielmehr Energie bedeutete. Und mag es von einem Philosophen, den es, wie er selbst erzählt hat, genirte, in einem Omnibus zu sitzen, immerhin seltsam klingen: das Temperament, das sich in diesen Briefen offenbart, ist eher das Temperament eines Mannes der That als das eines Träumers. Vom Manne der That hatte er den kräftigen Leib und die kräftige Seele. Er war stämmig und untersezt, bedurfte keiner Uebungen und ertrug dennoch die Strapazen großer Reisen unter den abscheulichsten klimatischen Verhältnissen ohne Besorgnis. Als 'Erstwarer' meßte Veteranen eines jergewohnlich Geschlechtes war ihm eine so kräftige Gesundheit mit auf den Lebensweg gegeben, daß er nicht nur ausdauernd, sondern auch lustig und jovial während der Arbeit war, — von jener Heiterkeit, die das beste Merkzeichen einer tiefwurzelnden Vitalität ist. Seinem körperlichen gleich sein geistiges Gepräge. Die Korrespondenz zeigt ihn in den schmerzlichsten und schwierigsten Verhältnissen und er faßt die nothwendigen Entschlüsse mit völliger Klarheit des Urtheils, ohne je zaghaft rückwärts zu blicken. Kein Sterblicher hat je dem Typus des unschlüssigen und dem Leben nicht gewachsenen Träumers, wie ihn Shakespeare im Hamlet, Goethe im Werther, Benjamin Constant in seinem Adolphe, Sainte-Beuve in Amaury, Musset in Octave verkörperten, weniger geähnelt als Renan. Ein Schwanken, das die Seele beständig zwischen den verschiedenen Möglichkeiten hin und her wirft, war ihm in jeder Form fremd. Angesichts einer wichtigen Entscheidung scheint er nie gezweifelt zu haben. Die Trefflichkeit des Blickes erzeugte in ihm, wie in allen Vollmenschen, eine Festigkeit der Entschliegung, die sich nie verleugnete, weder, als es sich darum handelte, das Seminar zu verlassen, noch in den Stürmen der Entrüstung, die der Veröffentlichung des Lebens Jesu folgten; weder im

Jahre 1871, in der großen Prüfungstunde der Nation, noch in den letzten Monaten seines Lebens, als er dem Tod ins Auge schaute. Immer wußte er, gleich dem Olympier der Ithaka, wohin er ging und weshalb. Die selbe Mischung von praktischem Verstand und von Idealismus ließ Renan, wie Goethe, den ganzen Weg der erreichten Kultur mit unerbittlicher Logik und im Einklang mit der Wirklichkeit, in der sie lebten, durchmessen.

Von solchen Gesichtspunkten aus betrachtet, sind die Briefe an Berthelot höchst lehrreich. Sie beginnen mit Renans fünfundsamzigstem Jahr. Es scheint uns leicht, als ob ein begabter Kopf auf dieser Altersstufe alle Möglichkeiten des Lebens im Voraus mit seiner Einbildungskraft erschöpfen müßte. Balzac hat uns in seinem leider zu wenig gelesenen Fragment einer Selbstbiographie von allen Visionen erzählt, in denen seine jugendliche Phantasie schwelgte. Lassen wir ihn selbst reden: „Ich wollte in die Gesellschaft nur zurückkehren, um alle Hoheitsrechte des Geniemenschen auszuüben . . . Ich proklamirte mich als großen Mann. Als Kind schon pflegte ich mich oft an die Stirn zu schlagen und mit André Chenier zu sagen: ‚Hier steckt Etwas!‘ Wie oft bin ich General und Kaiser gewesen, Ich war aber nur ein Byron, weiter nichts. Nachdem mich im Lauf der Zeit das Leben genügend genarrt hatte, merkte ich endlich, daß alle Berge, alle Schwierigkeiten noch vor mir lagen . . .“ Das ist der glühende, tolle Fieberzustand des jugendlichen Genies, das die Welt nicht kennt, sondern von ihr nur träumt und als souveräner Sieger alle ihre Schätze in der Einbildung vergeudet. Nichts davon bei Renan. Zwar flammt auch in ihm das Feuer der Begeisterung, aber ein klarer Instinkt beherrscht es und ihm entgeht keine der Tributpflichten, die die Gesellschaft dem Ehrgeiz auferlegt. Er wird die Staatsprüfungen bestehen, er wird Denkschriften für das Institut redigiren; dann wird er Professor werden, Bibliothekar und man wird ihm wissenschaftliche Arbeiten übertragen. Er prüft, wir spüren es, von Anfang an genau seine Fähigkeiten und nicht minder genau die materielle Basis, von der aus sie zur Entwicklung gelangen konnten. In seinen Erinnerungen heißt es: „Als ich das Seminar verließ, war ich in allen praktischen Dingen völlig unerschaffen.“ Das ist ein Beweis für die Anpassungsfähigkeit gewisser Naturen, die, analog den Thieren, sofort befähigt sind, sich zweckmäßig nach den Erfordernissen des Milieus einzurichten. Der kleine Seminarist beging, als er aus seinem Kloster in das ihm unbekanntes Leben eintrat, nicht einen Fehler; er handelte genau so, als ob er sich mit einem nüchternen und erfahrenen Greise ohne Illusionen Schritt für Schritt berathen hätte. Woher anders stammte dieser Instinkt des Verstandes als aus dem geistigen Gleichgewicht, dem urgesunden Temperament, von dem ich schon sprach? Und man beachte wohl, wie sich in den kritischen Augenblicken des reifen Alters die selbe Festigkeit

des Urtheils wiederfindet. Man lese seine Briefe aus dem Jahre 1863, als das „Leben Jesu“ ihn zur meistgenannten Persönlichkeit in der ganzen europäischen Literatur gemacht hatte. Wie Viele hätten da wohl zugleich den Lockungen des Erfolges und den Versuchen einer Aufsehen erregenden Polemik widerstanden? Er aber begreift klar und deutlich, daß er am Tage nach dem Erscheinen des Buches wieder ein simpler Professor des Hebräischen sein muß und daß nicht in der schwankenden Gunst des großen Publikums, sondern in der Doppelstellung, die er als Mitglied des Institutes und des Collège de France einnimmt, sein Halt und Stützpunkt liegt. „Mein Entschluß ist gefaßt,“ schreibt er in Voraussicht eines Verbotes seiner Vorlesungen: „Ich richte einen offenen Brief an Duran, und zwar nicht als Professor am Collège de France, sondern als einfacher französischer Bürger, worin ich die Ermächtigung nachsuche, in einem von mir gemietheten Saal Vorträge zu halten... Ich garantire dafür, daß man mich nicht so leicht vergessen wird...“ Und weiter: „Ich habe geantwortet, daß ich nichts thun werde, was irgendwie so aussehen könnte, als ob ich auf meine Professur am Collège de France freiwillig verzichte.“ Dann ferner: „Ich schwöre, ich will lieber Lehrer von auch nur zehn Schülern sein, wenn ich nur meine Bücher in Russe schreiben kann und die entfernte Aussicht habe, eines Tages Administrator des Collège zu werden...“ In dieser Anhänglichkeit an die Korporation zeigt sich ein klares Empfinden dafür, daß die Sicherheit des Denkers auf seiner Zugehörigkeit zu einem Gesamtorganismus beruht. So sehen wir ihn denn auch acht Jahre später fest entschlossen, das durch die Commune bedrohte Collège zu vertheidigen: „Das Collège de France und das Institut sind, als wesentlich königliche und französische Centralanstalten, mehr als alle anderen durch den Versuch, die Gründung der Kapetinger zu disloziren, in Frage gestellt. Ich glaube trotzdem, daß sie erhalten bleiben werden. Was das Collège betrifft, so müßten wir, falls eine Unterbrechung eintrete, den Lehrkörper erhalten und ohne Honorar weiter unterrichten, ganz wie es um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts bereits einmal geschah...“ Auch hier wieder hat er sofort das richtige Mittel erkannt, eine schlimme Zeit zu überstehen, und hat es entschlossen angewandt. Klarheit und Entschlossenheit: Das sind die Worte, auf die man immer wieder zurückkommen muß, um die Geistesrichtung zu charakterisiren, die aus den Briefen hervorgeht, und diese Worte erklären auch am Besten seine gefaßte Haltung, als der Tod ihm nahte: „Ich habe ganz so deutlich, wie Sie, meinen allgemeinen physischen Zustand vor Augen“, schreibt er im Verlauf seines letzten Sommers. „Doktor de Launion, der sehr ernst zu nehmen ist, kennt dem meinigen analoge Fälle, die sich anderthalb Jahre hingezogen haben. Zum Schluß wird es noch einen Kampf geben. Aber komme, was

da kommen soll. Ich will die paar Fegen meines Lebens, die mir noch vergönnt sein mögen, ausnützen. Ich arbeite jetzt an der Durchsicht der Korrekturbogen meines vierten und fünften Bandes *Israël: in utrumque paratus . . .*“

* * *

Ein Problem drängt sich unwillkürlich auf, wenn man solche Sätze gelesen hat. Wieso und warum hat der Mann, der fähig war, so zu schreiben und zu empfinden, sich vor der öffentlichen Meinung das Ansehen eines intellektuellen Epitaphiers gegeben? Eines, der von seinen Gedanken, wie von Opium, berauscht, gleichgültig gegen Gut und Böse und unfähig zur Bejahung gewesen wäre? Wie konnte sein Werk von dem entzündenden Dilettantismus ganz durchtränkt scheinen, der uns so sehr anzieht, der, wie man nun sieht, aber im Widerspruch zu der ernsthaften Entschlossenheit steht, die seine intimen Ergüsse abtelt? Wie konnte schließlich sein männlich starker Geist zu jener transzendentalen Ironie führen, die in den philosophischen Dramen seiner letzten Lebensjahre ihren stärksten Ausdruck fand? Nun, der selbe Briefwechsel, aus dem sich das kräftige Charakterrelief des Mannes heraushebt, giebt hierfür zugleich die Erklärung. Thatsächlich offenbaren die Briefe neben aller Energie des Temperamentes das Vorherrschende einer ganz besonderen Geistesanlage, die ich, weil ich keine bessere Bezeichnung finde, den kosmischen Geist nennen möchte. Und wenn man genauer zusieht, so bemerkt man hier eine eigenthümliche Fähigkeit bis zur Anomalie entwickelt. Sie giebt allein den Schlüssel zu dem Mysterium, das den selben Geist in gewissen Zeiten so ganz harmonisch und in anderen wieder so ganz hilflos und unbeständig erscheinen läßt, überzeugt und skeptisch, ernst und frivol zugleich. Nur dieser Schlüssel macht es möglich, die „Zukunft der Wissenschaft“ als Debut und die „Aetisina von Jouarre“ als Abschluß zu verstehen. Die anscheinend widerspruchsvollste Intelligenz blieb sich thatsächlich immer treu.

Der kosmische Geist besteht darin, daß wir unsere eigene Person nicht an sich, sondern unter dem Gesichtswinkel des Weltalls betrachten, dem sie als ein Theil angehört. Dieser Anschauung diametral entgegengesetzt ist die psychologische, die von dem Weltganzen absieht, um ein Wesen nur als Persönlichkeit, als Individualität aufzufassen. Jeder erinnert sich wohl, bald der einen, bald der anderen Denkform mehr Spielraum gelassen zu haben. Wer kann ein geliebtes Wesen sterben sehen, ohne alle Kräfte seines Denkens auf dieses eine Wesen zu konzentriren, das auf immer Abschied nimmt, auf diese kleine Welt innerhalb der großen Welt, die das ganze unermeßliche All uns doch nie wieder ersetzen wird? Wer kann in einer schönen Sternennacht allein durch die schweigende Landschaft wandeln, ohne zu fühlen,

wie unter der unermesslichen Pracht des weiten Himmels sein eigenes Ich sich zusammenzieht und in seiner Nichtigkeit versinkt? Beim Gedanken an die unzähligen Gestirne, die den Raum bevölkern, empfinden wir die elende Unbeträchtlichkeit unseres Schicksales, fühlen wir, wie geringfügig Alles ist, was unseren Schmerz und unsere Freude ausmacht. Was sind wir? Ein Pünktchen auf der Erdkugel, die selbst nur ein Pünktchen in der Unendlichkeit ist, — der Unendlichkeit, die uns, klar und unverstündlich zugleich, zu einem Nichts stempelt. Das ist der kosmische Geist in seiner einfachsten Form. In diesem Geist leben die Naturforscher, denn sie Alle, Geologen, Paläontologen, Anthropologen gehen in ihrer Forschung den Spuren der großen und allgemeinen Gesetze nach, die die Bildung unseres Planeten beherrscht und das Leben geschaffen haben. Die andere dagegen, die psychologische Anschauungsweise, ist den Historikern, den Moralisten, den Romanschriftstellern, kurz, allen Denjenigen eigen, deren Studienobjekt die Gefühle, Gedanken und Willensaktionen der Menschen sind. Diese beiden großen Visionen, die einander beständig berichtigen und ergänzen sollen, hat Pascal in seiner lapidaren Verebnsamkeit durch das berühmte Wort umschrieben: „Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts in Hinsicht auf das All und Alles in Hinsicht auf das Nichts.“

Renans besondere Originalität dürfte darin bestanden haben, daß er an die Geschichte der geistigen Phänomene mit einer fast ausschließlich kosmischen Disposition herantrat. Er glaubte von sich, daß seine Individualität Das unwiderstehlich fordere. Schon 1863 sagte er in einem Briefe an Berthelot: „Hier, am Ufer des Meeres, habe ich, wenn ich auf meine Lieblingsideen zurückkam, mich oft bei der Reue ertappt, daß ich die historischen Wissenschaften den Naturwissenschaften, besonders der vergleichenden Psychologie, vorzog. Früher, auf dem Seminar, schwärmte ich leidenschaftlich für die Naturwissenschaften. In Saint-Sulpice lenkten mich Philologie und Geschichte ab.“ Und: „Was bedeuten die drei- oder viertausend Jahre, die wir kennen, gegenüber der Unendlichkeit von Jahren, die ihnen vorausgegangen sind?“ Das waren bei ihm auch nicht nur gelegentliche Einfälle. Durch den ganzen Briefwechsel hindurch erkennt man in ihm den Naturforscher, dem der besondere Fall nur eine Gelegenheit zur Bestimmung der allgemeinen Regel und die Regel selbst wiederum nur eine Gelegenheit zur besseren Erkenntnis der allgemeinsten Grundsätze ist. Ich glaube nicht, daß man in den mehr als fünfhundert Seiten ein wirklich persönliches Detail, ein Bild, eine Bemerkung, irgend eine malerische Schilderung der Art findet, daß man die Empfindung hätte, hier ist ihm etwas Individuelles aufgestoßen und hat ihn als Einzelercheinung interessiert. Kaum beweisen einige Zeilen über Vins den Keunten und Napoleon, daß diese beiden Gestalten sein Gesichtsfeld gestreift haben. Dafür findet man um so mehr allgemeine

geistreiche und meistens auch richtige Gesichtspunkte, aus denen das beständige Bemühen hervorgeht, Naturgesetze der geistigen Phänomene aufzustellen. Ungemein charakteristisch dafür sind die Ende des Jahres 1849 und Anfang 1850 geschriebenen Briefe. Sie enthalten Renans erste Reise nach Italien. Keine Schilderungen von Menschen, keine Sittenbilder, keine Anekdoten. Doch welche Perspektiven über die allgemeinen Bedingungen des italienischen Lebens, über die klimatischen und geschichtlichen Verhältnisse und über ursprüngliche und unpersonliche Ursachen, deren Wirken sich fortsetzt mit oder ohne Zuthun der Menschen! Renan hat, so flüchtig seine Reiseindrücke waren, sofort das Gesetz der Gleichgewichtsstörung erkannt, das von je her aus Nord-, Mittel- und Südtalien drei verschiedene Italien gemacht hat und machen wird, ob man auch die verschiedenen Regionen mehr oder weniger künstlich mit einander verschweift. Hierin liegt das Problem der Monarchie Savoyen noch heute. Er hat schon damals vorausgesagt, in welcher Form sich die Einheit der Halbinsel entwickeln und daß diese Form der italienisch-französische Typus sein würde. Er hat trotz seiner Loslösung vom Katholizismus die tiefsten Gründe erkannt, die Rom zur bleibenden Zufluchtsstätte des Gebetes und der Frömmigkeit machen. Jede seiner Bemerkungen über die Lombardei, über Neapel, Umbrien, Piemont ist von erstaunlicher Richtigkeit und immer handelt es sich darum, die Gesamtbewegung dieser Länder zu charakterisiren. Das heißt: auf geistige Dinge die Methode eines Geographen anwenden, der nach Bodenbeschaffenheit und Terrainverhältnissen eines Landstriches eine Wasserlarve entwirft. Im Gegensatz hierzu — und zur überzeugenden Feststellung der Unterschiede zwischen kosmischer Richtung des Geistes und psychologische Anschauungsweise — müßte man mit Renans Reiseberichten vergleichen, welche Eindrücke Taine auf seiner Reise durch Frankreich täglich verzeichnet hat. Für ihn lag alles Interesse in der kleinen individuellen und lokalen Begebenheit. Was ihn vor Allem anzieht und beschäftigt, ist die Physiognomie der Leute, das Besondere, das Pittoreske in ihren Gebräuchen. Ihm ist die Hauptsache in der Geschichte das menschliche Ich; für Renan ist das menschliche Ich nur ein kleines Gefäß und die vergängliche Erscheinung allgemeiner Gesetze.

Ich nannte eben Taine. Es ist merkwürdig, wie die psychologische Disposition diesen Schriftsteller in allen Punkten in Gegensatz zu Renan bringt. Bedarf es erst der Erinnerung an die „Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich“? Von welchem tiefen Kummer über den sittlichen Verfall ist jenes seltsame Buch erfüllt! Wie viel verständnißvolle Empfindung für die lebendigen Wohlthaten des Christenthumes ist darin zu finden! Wie deutlich sind die Irthümer der Revolution erkannt und mit welcher übertriebenen Angst wird die Ruhelosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft gezeichnet! Dahin brachte die psychologische Methode den indifferenten Philosophen, den Epikuräer der

„Reise in die Pyrenäen“, der das liebenswürdigste Idealbild des vollkommenen Dilettanten schuf und mit den Worten begleitete: „Uebrigens befindet er sich bei seiner Lebensweise wohl und behauptet, daß Genüsse, wie die feinigen, mit dem Alter sich noch vermehren, kurz, daß der sinnlichste und neuer Freuden fähigste Sinn das Gehirn sei...“ Taine war eben vor Allem Psychologe; und der Psychologe, mag er nun wollen oder nicht, legt schließlich in Folge der Konzentration seiner Aufmerksamkeit auf das Ich den Hauptwerth auf die Gesundheits- oder Krankheitsbedingungen der denkenden und fühlenden Pflanze, die Mensch heißt. Daher gelangt er nach vielen Umwegen auch beinahe immer zur Moral und zur Religion, selbst wenn er, wie Taine, beim unerbittlichsten Naturalismus angefangen hat. Die Psychologie führt in der Ethik über einen Absturz zu Thal, die kosmische Anschauungsweise dagegen führt zu jener überlegenen Heiterkeit, die von den Alten Ataraxie genannt wurde. Die beharrliche Gewohnheit, alles Menschliche sub specie aeterni zu betrachten, nimmt den menschlichen Angelegenheiten viel vom Charakter des Tragischen und in der Persönlichkeit beschlossenen Ruhenden. Der Beschauer sieht, wie in einer gewissen Verlängerung der stärkste und der schwächste Wille zusammentreffen und wie beide schließlich an einem Werk gemeinsam gearbeitet haben, das außerhalb ihrer selbst lag und das sie sehr häufig nicht einmal ahnten. Jede Generation erscheint dem Philosophen dieser Schulung wie eine Schaar von Reisenden, die in dem selben Eisenbahnzug neben einander sitzen. Die Einen schlafen, die Anderen plaudern; ein Theil spielt Karten, ein anderer liest. Inzwischen rast der Zug weiter; und was man auch während der Reise getrieben haben mag: Alle kommen schließlich ans Ziel. Das ist aber die Hauptsache. So fühlt man sich beinahe in Versuchung, den in dem dahinrollenden Zug zusammengesperrten Leuten zu sagen: „Verbringet Eure Zeit, wie es Euch am Besten paßt.“ Die Nachsicht des Weisen gebietet es und er wird sich eines Lächelns über das unnütze Hasten der Menschen nicht erwehren. Wenn die Reisenden sich aber einbildeten, sie könnten durch ihre Bewegungen im Wagen den Gang der Maschine, die sie fortbewegt, beschleunigen: würde dann das nachsichtige Lächeln des Weisen nicht alsbald einen spöttischen Zug annehmen? Und wenn nun gar der Weise selbst genöthigt wäre, sich die Zeit zu vertreiben, bis der Zug ans Ziel kommt, und den Anderen zu Gefallen eben so handelte wie sie, würde er nicht mit jenem römischen Kaiser ausrufen: „Laboremus! Laßt uns arbeiten!“ und dann leise hinzufügen: „Uebrigens nützt Das auch nichts. Ceterum nil expedit“?

Paris.

Paul Bourget.



Stiefelknecht und Goethes „Faust.“

S
 In seiner Brochure: „Wider die Kommunisten am geistigen Eigenthum“ (Deutscher Autoren-Verlag, Berlin) schreibt Herr Martin Hildebrandt, daß der Stiefelknecht ewig vererblich in der Familie des Eigentümers, Goethes „Faust“ dagegen schuflos sei. Herr Hildebrandt ist Mitglied der Sachverständigen-Kommission, die vom Reichsjustizamt zur Berathung der Grundzüge eines neuen Urheberrechtes einberufen wurde, und erfreut sich also der offiziellen Beglaubigung dafür, daß er die nöthige Sachkenntniß besitzt. Ich bin auch weit davon entfernt, dem so lange schon eifrig und unbeirrt thätigen Vorkämpfer für schriftstellerische Interessen diese Kompetenz abzuspochen. Er hat im zweiten Theil seiner Schrift durchaus beachtenswerthe Vorschläge gemacht. Nur in einem Punkte muß ich ihm entschieden widersprechen.

Er schreibt: „Wir fordern in Konsequenz unserer Anschauungen das ewige Urheberrecht, so lange unsere Gesellschaft, unsere soziale Ordnung ein ewiges Eigenthum an körperlichen Dingen anerkennt . . .“ und fordert im Anschluß hieran die Schriftsteller auf, sich für folgende gesetzliche Neuerung zu erklären:

„Nach Ablauf der Schutzfrist ist die wirtschaftliche Nutzung von Geisteswerken zunächst zu Gunsten der Erben der Urheber und dann zu Gunsten der Urheber-Hilfs- und Versorgungsklassen tantieempflichtig zu machen.“

Ganz recht: der Verfertiger des Stiefelknechtes — um bei dem von Hildebrandt gewählten Vergleich zu bleiben — besitzt sein Fabrikat als ewiges Eigenthum. Er giebt sein Recht gegen einen Entgelt ab, der Käufer wird Eigentümer des Stiefelknechtes, vererbt ihn auf seinen Sohn, der Sohn auf den Enkel, — und so geht es fort. Kein Mensch kann dreißig Jahre nach dem Tode des Verfertigers sagen: „Dalt, nun ist der Stiefelknecht Gemeingut, nun will ich einmal meine Stiefel damit ausziehen.“ Aber der Verfertiger hat auch nur einmal Entgelt für sein Fabrikat erhalten. An jedem neuen Stiefelknecht, den er verkauft, haftet so und so viel seines Kapitals, seiner und seiner Arbeiter Thätigkeit und alles Das läßt er sich nebst einem entsprechenden Aufschlag bezahlen. Auch Goethe hat seinen „Faust“ bezahlt bekommen, geistiges Kapital und Arbeit, und Cotta hat ihn gar nicht schlecht bezahlt. Aber nicht nur einmal erhält der Schriftsteller einen Entgelt, sondern für jede Auflage von Neuem. Ja, sogar seine Erben beziehen noch dreißig Jahre lang die Früchte seiner Thätigkeit. Also ist der Urheber geistiger Werthe nicht schlechter, sondern besser gestellt als der Waarenfabrikant. Dabei will ich nicht einmal untersuchen, was für die Menschheit wichtiger ist: der Stiefelknecht oder Goethes „Faust“. Es giebt nur sehr wenige Menschen, denen die Annehmlichkeiten eines Stiefelknechtes versagt bleiben, dagegen sehr viele, die den „Faust“ nicht gelesen haben und aus diesem hervorragenden Geisteswerk auch nicht den geringsten Nutzen ziehen.

Warum genießt nun der Schriftsteller so viel größere Rechte als der Verfertiger einer Waare? Sehr oft — freilich durchaus nicht immer — gehört zu seiner Leistung eine bedeutend größere Summe von Bildung, Vorstudien, Zeit u. s. w. als zur Erzeugung irgend einer Waare. Oft ist sein Werk das Resultat geistiger Anstrengung eines ganzen Menschenlebens, während Fabrikant oder Händler Jeder werden kann, der das nöthige Geld dazu hat. Aber trifft für die geistige

Arbeit nicht in gewissem Sinne das Wort Proudhons zu, daß Eigenthum Diebstahl sei? Weibe, Fabrikant und Schriftsteller, bedienen sich der Kulturerrungenschaften der Menschheit, aber der geistige Arbeiter schöpft, bewußt oder unbewußt, viel mehr aus den Vorarbeiten Anderer als der Fabrikant. Benutzt der Verfertiger des Stiefelknahes die vorher gehobelten Bretter, so bezahlt er auch dem Sägewerkbesitzer das Schneiden und Zurichten; Goethe aber hat für den Fauststoff, der schon lange vor ihm dem deutschen Volk gehörte, nichts zu entrichten gehabt. Wissenschaftliche Bücher werden häufig um so höher bewerthet, je mehr Fußnoten auf frühere Arbeiten hinweisen. Dafür bekommen aber die Psabfinder gar keine Belohnung, denn der Verfasser wird sich meistens nicht einmal die Bücher gekauft, sondern sie aus Bibliotheken entliehen haben. Gewiß muß der Dichter für die individuelle Form, für das aus eigener Phantasie, aus eigenem Nachdenken Gebotene entlohnt werden, aber die Volksgemeinschaft, die als Träger der Kultur ihm sein Werk überhaupt ermöglichte, hat auch ein Recht darauf, daß es ihr nicht zu lange durch hohe Anschaffungskosten vorenthalten wird. Dem trägt nicht nur die zeitlich begrenzte Schutzpflicht für literarische Erzeugnisse Rechnung, sondern auch die Bestimmung, daß ein Patent trotz den jährlich wachsenden Gebühren nur fünfzehn Jahre, ein Gebrauchsmuster nur sechs Jahre Geltung behält.

Eine allzu ausgedehnte Schutzfrist ist sogar dem Schriftsteller selbst nicht vortheilhaft. Er muß wünschen, daß seine Werke möglichst weithin verbreitet werden. Da unser Bücher kaufendes Publikum klein ist, hält der Verleger meistens den Preis so hoch, daß er auch beim Absatz nur eines Theiles der Auflage sicher ist, seine Kosten zu decken. Dadurch wird der Schriftsteller ideell geschädigt und der allgemeine Aufschwung der graphischen Gewerbe zurückgehalten. Sie würden gewinnen, wenn das Verlegermonopol ganz oder theilweise wegfiel. Sicher zeitigt der Konkurrenzkampf unschöne Blüthen; und doch hat er große Vortheile. Der Schriftsteller würde entschieden besser fahren, wenn verschiedene Verleger seine Werke drucken dürften und wenn er von jedem Verleger einen bestimmten Prozentsatz des Bruttoumsatzes erhielte, selbst wenn dieser Prozentsatz erheblich kleiner wäre als das Honorar des einen Verlegers, der heute das Druckmonopol hat. Daß man dem geistigen Arbeiter im Gegensatz zum Handarbeiter die Möglichkeit bietet, seine Arbeit auch ohne neue Hülfeleistung, selbst nach seinem Tode noch, zinsbringend zu machen, ist in Anbetracht der fast immer geringen Entlohnung seiner Thätigkeit durchaus angebracht. Auch muß zugegeben werden, daß der Beruf des Schriftstellers besonders aufreibend und schwierig ist. Ferner muß der Verleger, der das Manuskript honorirt hat, vor der Gefahr plötzlicher Entwerthung geschützt sein. Wenn also überhaupt die Schutzfrist nach dem Tode des Urhebers in Deutschland einer Aenderung bedarf, so schlage ich folgende Bestimmung vor:

Das wirtschaftliche Nutzungsrecht an einem Geisteswerk steht nach dem Tode des Urhebers zwanzig Jahre lang den Rechtsnachfolgern des Autors ausschließlich zu. Nach Ablauf dieser zwanzig Jahre und zwanzig Jahre nach dem Erscheinen eines posthumen oder anonymen Werkes ist Jedermann zum Druck berechtigt und nur verpflichtet, zehn Prozent des Auflagenwertes an die Erben des Verfassers oder, falls Solche nicht mehr vorhanden sind, an den Staat zu bezahlen.



Die deutschen Finanzminister.

Sraf Mirbach versuchte kürzlich im Herrenhause den preussischen Finanzminister über ein Zusammengehen der Einzelstaaten bei zukünftigen Emissionen zum Sprechen zu bringen. Aber Herr von Miquel befaß sich rechtzeitig auf den Werth eigener Bewegungsfreiheit und erklärte diplomatisch genug, es sei bedenklich, in der Landesvertretung des mächtigsten Bundesstaates Kritik an der Finanzgebarung anderer Bundesstaaten zu üben. In diesem besonderen Fall ist ja auch Sachsen erst später als Preußen und das Reich gekommen und die neue sächsische Rente hat nicht sowohl unseren Konsolsmarkt verdrängt, als daß vielmehr unsere letzten Konsols und Reichsanleihen das Kursniveau der Sachsen herabdrücken geholfen haben. Ein Pyrrhusieg! Denn noch heute haben die Deutsche Bank und deren Verbündete ihre Effektenbestände nicht leeren können. Wenn bei dieser Gelegenheit der selbe Finanzminister seiner Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß die preussischen Konsols — während die sächsische Rente zu 85 auf den Markt gebracht worden sei — heute immer noch neunzig und einige Prozent stünden, so hat er Zweierlei übersehen. Der große Coupontermine des ersten Juli (am vierten war die Herrenhausdebatte) hat das Publikum vorübergehend zu Anlagen geneigt gemacht und dauernd wird das Interesse für die neuen achtzig Millionen Sachsen kaum mit frischen Kapitalien befriedigt werden, sondern durch Verkäufe älterer Staatspapiere, besonders preussischer Konsols. Endlich: no einmal eine starke Deklassierung Platz gegriffen hat, da ist man auch vor Kursrückgängen nicht sicher.

Herr von Miquel wird nun ja gute Gründe haben, wenn er seine Entschlüsse nicht von vorherigen Anfragen in Dresden oder Darmstadt abhängig machen will; es giebt aber doch sehr erfahrene Leute, die den Mangel an Zahlung zwischen unseren verschiedenen Finanzministern für den niedrigen Stand der deutschen Fonds in erster Linie verantwortlich machen. Mag die preussische Regierung noch so kollegialisch dazu lächeln: es kann ihr nicht gleichgültig sein, daß, ehe ihre zweihundert Millionen noch recht untergebracht sind, die sächsische Regierung achtzig Millionen gleichsam zu einem „Ramschpreis“ auf den Markt wirft. Aber waren die letzten preussischen Konsols nicht ebenfalls eine Ueberraschung? Zweifellos ist man in Dresden knapp geworden, — und Baron Hirsch, der ehemals gewaltige Posten Rente für sich abnahm, ist nicht mehr am Leben. Hätte der sächsische Finanzminister aber bei seinem berliner Kollegen vorher angefragt, so würde Preußen doch wohl lieber eine Zeit lang ausgeholfen haben, als daß es den Markt derartig in Deroute gerathen ließ. Eine gegenseitige Aushilfe der Einzelstaaten dürfte überhaupt häufig von Nutzen sein. Zwar an den wichtigeren Gesamtterscheinungen würde sie nichts ändern, wohl aber verhindern, daß mitten im Frieden Tages- und Wochenschwankungen vorkommen, wie sie bei Aufruhr oder Kriegsgefahr auch nicht viel erheblicher sein könnten. Man bedenke nur, was in Staatspapieren und Städteobligationen durch das plötzliche Auftreten der achtzig Millionen Sachsen am Kurse verloren gegangen ist und wie entmuthigend dieser Vorgang auf die berufsmäßigen Geldgeber gewirkt hat, — ganz zu geschweigen der ungünstigen Einwirkungen auf die Pfandbriefe und der Vertheuerung des Zinsfußes.

Finanzminister, die ihre Aufgabe für erschöpft halten, wenn ihnen einige Ersparnisse im Staatshaushalt gelungen sind, verstehen die Zeit nicht mehr: die

erste Pflicht des Finanzministers ist, den Staatskredit hoch zu halten. Und seit zwei Jahren hat der Staatskredit bei uns nur Einbußen erlitten. Unsere Goldwerthe sind hinter ägyptische und indische Fonds zurückgegangen, während der Stand der fiskalischen Einnahmen in Preußen die Konsole sicherlich doch nicht unter die französische Rente klassirt, deren dreiprozentiger Typus über 101 steht. Wenn das Nilland heute zwanzig Millionen Pfund für Meliorationen brauchte, würden sie schlanke gezeichnet werden; welche Verwüstungen dagegen hundert Millionen Mark neuer Konsole und Reichsanleihe im heimischen Kursgebäude anrichten würden, läßt sich kaum übersehen. Trat doch am achten Juli an der Berliner Börse der Fall ein, daß von achtzig Stadtanleihen sechzig gestrichen werden mußten.

Solche Zustände beweisen, daß wir für den Ernstfall, dessen Möglichkeit wirtschaftlich immer im Auge behalten werden muß, doch spottschlecht vorbereitet sind. Der Schatz im Julussturm kann uns nur wenig nützen. Schon in der ersten Woche wäre er für Kriegsbedarf ausgegeben, da man zur Stauung des „run“ Alles in barem Gold bezahlen würde, und dann würde es darauf ankommen, was unser Kredit werth ist. Ist er jetzt schon nicht vor Erschütterungen sicher, so hat der Kriegsminister vielleicht Veranlassung, sich etwas mehr um den Herrn Kollegen von der Finanz zu bekümmern. Es mag recht boshaft gewesen sein, den Tiefstand unserer Fonds als die Rache der Wittven und Waisen für die Konversion auf drei Prozent zu bezeichnen. Allein, wenn die deutschen Finanzminister so weiter wirtschaften, könnten wir eines Tages ein ohrzerreißendes Klagegeschrei zu hören bekommen. Dazu bedarf es nur eines Rückwärtstrollens der Industriektanten, denen sich

in Folge des Kurstutzes der Staatspapiere sogar das kleinste Pubistum zugewandt hat. Dividendenwerthe finden auch bei niedrigen Kursen Liebhaber, weil sie fortwährend wechselnden Senkungen und Hebungen unterliegen; Anlagewerthe dagegen kauft man wohl zu billigen, aber nur ungern zu gesunkenen Kursen. Denn daß Zinszahlung und Tilgung sicher sind, kann dem Publikum allein nicht genügen: auch der Marktpreis muß einigermaßen stabil sein. Professor Adolf Wagner irrt gewaltig, wenn er in seinem jüngst erschienenen Essay: „Dreieinhalbprozentige Staatspapiere unter Pari“ Banken und Börse als für die Politik der großen Konversionen und Zinsreduktionen eingenommen hinstellt, weil sie „die Eröffnung einer neuen Spekulation- und Gründungära“ darin gesehen hätten. Eine solche Clairvoyance können die Leiter von Aktiengesellschaften, die jedes Jahr öffentlich Rechenschaft abzulegen haben, sich schwerlich gestatten. In Wahrheit nehmen sie jedes große Geschäft mit Freuden auf, das relativ sicher ist und Gewinn verspricht. Und nun gar die Börse, die vom Tage und für den Tag lebt und theoretische Betrachtungen den Gelehrten überläßt, die ja auch immer erst dann klug sind, wenn sie vom Rathhause kommen!

Die Hochfinanz konnte die wirklich eingetretenen Folgen der Konversionen um so weniger im Voraus ahnen, als der wunderbare Aufschwung unserer Industrie nicht einmal in den Kreisen der Industriellen selbst erwartet worden war. Hier griffen sehr viele günstige Momente in einander, die im Einzelnen schwer zu verfolgen sind. Zum Beispiel hätte unsere Technik sich nicht so entwickeln können, wenn unsere Hochschulen nicht im Stande gewesen wären, für die Ausbildung geschickter Fachleute reichlich zu sorgen, und die vorzüglichsten Hochschuleinrichtungen hätten nichts genügt, wenn nicht die Gebildeten, dem Kaufmanns-

stand abhold, sich ohne Rücksicht auf die schlechteren Erwerbsverhältnisse scharfweis dem technischen Studien zugewandt hätten. Und wie wenig hätte alle diese Kunst der Verhältnisse vermocht ohne die starke kapitalistische Tendenz unserer Industriellen, die Erfindungen, Produktionen, Menschen und Grundbesitz zu kaufen begannen und diesmal den Engländern gründlich zuvorkamen. Wer heute, wie Adolph Wagner, von einer Spekulation- und Gründungära schreibt, verwechselt das Jahr 1899 mit dem Jahr 1871. Deutschland steht ganz im Zeichen der Industrie! Alle Gründungen gehen heute aus der Hütten- und Fabrikthätigkeit hervor. Die Banken werden einfach mit fortgerissen und die Börsenspekulation hat mit dem Umsatz solcher Aktien kaum noch zu thun; er findet außerhalb der Börse durch die großen Kommissionshäuser statt.

Ich habe diesen Punkt so eingehend erörtert, weil er für die Aussichten der deutschen Staatsfonds entscheidend ist. Während sich nämlich die Einen, wie vorhin erwähnt, durch den Kurssturz zur Aufgabe ihrer Rentenanlagen bestimmen ließen, ist das Interesse der Anderen durch den Glanz unserer Industrie abgelenkt worden. Das Bedenkliche dieser Mobilisirung allergrößten Stilles ist hier schon oft dargelegt worden. Das vermag aber nichts an der Thatsache selbst zu ändern, daß die Regierungen ein Zustromen von Kauflustigen aus den Kreisen, die ihnen untreu geworden sind, noch auf lange Zeit hin schwerlich erwarten können. Wo die Lust am Aktienwerb nachläßt, fangen jetzt Begugstrochte an, zu interessiren, und erweitern noch die betreffenden Investirungen. Freilich: Herr von Miquel machte sich in seiner Herrenhausrede die Sache recht leicht. Die Industrie erwähnte er gar nicht und seine ganze Weisheit gipfelte in dem Satz: der Rückgang der Papiere erkläre sich daher, daß wir in Deutschland weniger gewohnt seien, unsere Kapitalien in Staatspapieren anzulegen! Gewohnt? Gewohnt worden seien, hätte er sagen dürfen. Diese unaufhörliche Anspannung unserer eigenen und der vom Auslande geborgten Baarmittel hat die Banken bereits dahin gebracht, am Liebsten zu allen neuen Zumuthungen nein zu sagen. Nur verbietet sich Das da von selbst, wo ein Stehenbleiben der Betriebe ein Rückschritt wäre. Dieser Zustand der Gebundenheit unserer Banken, in Verbindung mit der Ueberfüttigung des Publikums an industriellen Obligationen aller Art, bildet offenbar eine neue Etappe unserer wirtschaftlichen Bewegung. Wohin Das führen wird, ist einstweilen nicht zu sagen. Allerlei seltsame Dinge gehen vor sich, — Dinge, von denen die sonst so geschwägige Presse nichts zu berichten weiß. Da giebt eine bedeutende Gesellschaft, deren Aktien mit hohem Agio gehandelt werden, eine Bilanz heraus, in der Arbeitsausführungen des nächsten Jahres als bereits im Angriff genommen behandelt werden. Eine noch größere konkurrirende Gesellschaft ist durch ihre Einzahlungen so flüßig, daß sie durch ihre Bankiers enorme Reportirungen an der Börse ausführen lassen kann. Andere vielgemaunte Unternehmungen machen auffällige Metamorphosen durch und außer einigen Direktoren scheint Niemand zu ahnen, wie schwer ihnen die nächsten drei Jahre fallen werden. Auswärts kommt für uns zur Zeit London in Betracht, wo das Kapital unsere Industriewerthe und ihre ausländischen Dependenz in jeder Höhe aufnimmt, und der pariser Rothschild, dessen Waarenabtheilung doch nicht ewig feiern kann. Ohnehin sind die gefährlichen Angriffe, denen er in Frankreich ausgesetzt ist, ganz danach ange-

than, ihn der ausländischen Industrie in die Arme zu treiben. Das kann durch die Weltausstellung nur noch beschleunigt werden. Sie wird, wenn alle Hoffnungen in Erfüllung gehen, den Parisern mit Hilfe des Auslandes eine Milliarde einbringen und unsere Großgewerbe haben Aussicht, noch einmal im hellsten Glanz zu strahlen. Später werden wir mit Amerika und auch mit England, dessen Kräfte sich wieder mächtig regen, zu rechnen haben.

Alle diese Momente spielen ihre mehr oder weniger verdeckte Rolle in der Entwicklung unserer Staatspapiere. Je verschlungener dadurch die Fäden werden, desto einmüthiger und planmäßiger sollten aber die deutschen Finanzminister handeln, und zwar nicht nur, wenn sie neue Steuern ausklügeln. Pluto.



Zuchthaus-Jubiläum.

Zu einer höchst eigenartigen Feier gestaltete sich das fünfundschwanzigjährige Zuchthaus-Jubiläum des bekannten Schränker-Ede, das dieser Tage in Roabit — leider bei verschlossenen Thüren — begangen wurde. Eine zahlreiche Deputation der angesehensten Sträflinge überreichte dem noch im rüstigen Mannesalter stehenden Jubilar, dem man zur Feier des Tages eine neue Zwangsjacke angezogen und den Kopf frisch rasirt hatte, die Festmedaille mit der von Ketten umkränzten „25“ und als Sinnbild seines früheren Wirkens einen Dietrich aus getriebenem Hagengold. Die Ansprache hielt sein ältester Freund, der „scharfe Lude“, als Messerheld viel gefeiert. Er pries in bewegten Worten das fünfundschwanzigjährige stille Wirken des Jubilars in der Anstalt, das ihm wohl die Ehrenstellung eines „Altstüfers“ verbürge, und beleuchtete dann im Allgemeinen die wachsende Bedeutung der Zuchthausbildung für die Erziehung des Volkes: mit Recht bemühe man sich jetzt von allen Seiten, sie immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen (Beifall) und auch die höheren Schichten, vorzüglich aber den Adel, nicht davon auszuschließen (Hört, hört!). In der That entspreche auch keine Art der Erziehung mehr der deutschen Sinnesrichtung; die Sechshastigkeit sei von jeher eine urdeutsche Tugend gewesen (Beifall rechts), jede Freizügigkeit sei durchaus vom Uebel (lebhafter Beifall rechts) und Zucht und Sitte gehörten zusammen (Zustimmung im Centrum), wie Zuchthaus und Sitten-Kontrolle. (Zwischenruf: Feinze!). Um so mehr brauche man Männer, die ein so leuchtendes Beispiel in sich geschlossener deutscher Zuchthauslichkeit darböten, wie der verehrte Jubilar; möge er noch lange seine Thätigkeit der Anstalt widmen (Bravo!).

Sichtlich gerührt erhob sich hierauf der Gefeierte von seiner Britsche und dankte in längerer Rede: den letzten Wunsch seines Vorredners könne er zwar nicht erfüllen; er habe nun fünfundzwanzig Jahre abgemacht (Rufe: Da capo! Heiterkeit) und gedente sich nach Verbüßung von noch drei Monaten Zusatzstrafe ins Privatleben zurückzuziehen; höchstens auf eine bedingte Verurtheilung würde er es allenfalls noch ankommen lassen. Sein Interesse für das Zuchthaus werde jedoch stets das selbe bleiben; verwirkliche es doch, wie keine andere moderne Einrichtung, die höchsten Ideale der Menschheit: Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit (Unruhe rechts). Mit der Freiheit hapere es vielleicht hier und da noch Etwas (Heiterkeit), aber die Gleichheit sei eine vollkommene und eben so die Brüderlichkeit, denn Alle seien Zuchthausbrüder (Zustimmung). Leider werde Dies jetzt durch das Eindringen von Elementen gefährdet, die nicht hieher gehörten. Schon den ungestümen Andrang der Aristokratie zum Zuchthause könne er wenigstens nicht freudig begrüßen: der freivolle Ton der Spielsäle stimme nicht zu der guten altpreussischen Anstaltstradition (Sehr wahr!). Und dabei glaubten diese Eindringlinge noch etwas Besseres zu sein als alt-eingesessene Sträflinge; sie schöpften das Fettague von der Suppe ab und verlangten die dicksten Kohlstrünke für sich (Murren). Möge man sie doch nach den Ladronen-Inseln deportiren und dort mit den Haifischen tempeln lassen (große Heiterkeit). Und nun wolle man gar durch die sogenannte Zuchthaus-Vorlage einen weiteren unlauteren Wettbewerb um das Zuchthaus schaffen! Da sei es denn doch mindestens an der Zeit, Kompensationen zu fordern (Aha! Stimmt! Feste!), deren nähere Erörterung er empfehle; keine schönere Frucht seines Jubiläumstages könne er sich denken als eine saftige Kompensation (Beifall).

Hierüber entspann sich alsbald eine lebhafte Debatte, bei der mehrere Redner zur Anstalt-Ordnung gerufen werden mußten und die sich auch auf Fragen lokaler Natur, wie die Verbesserung der Akustik zwischen den Zellen, eine geschwächtere Ausschmückung des Arbeitsraumes u. s. w., erstreckte. Die Schlußberatung soll im Plenum — beim Wollen-Raspeln — stattfinden.

Dann folgte unter Aufsicht der Inspektoren ein zwangloses Zusammensein bei der Hasfergrube; hierbei wurden gemüthliche Tischlieder, wie: „Grad aus dem Zuchthaus komm' ich heraus“ — und: „Die Moabiter Handschell'n ha'n a schönes Geläut“ — nach alter Weise gesungen, auch einige kräftige Ketten-Salamander gerieben; und nach einer reizenden Auf-führung des netten Einakters: „Unter Polizei-Aufsicht“, vom Raschemmen-Dugo (Musik von Bummle), erfolgte erst in später Stunde der Abschluß des erhebenden Festes und der Zellen der Festtheilnehmer. Otto Reinhold.



Messalina.

Albert Honorius Karl, Fürst von Monaco, der, trotzdem er, wie es scheint, ein politischer Freund des Deutschen Reiches ist, in der deutschen Presse bisher sehr übel behandelt und Spielhöllenfürst und Bordellverpächter gescholten wurde, ist plötzlich zu hohen Ehren gekommen: er wird als erleuchteter Monarch, als Musterregent, als milder Menschenfreund und ernstster Gelehrter in allen Hymnentönen gepriesen. Warum? Weil er der Frau Lucie Dreyfus einen artigen Brief geschrieben und sie mit ihrem Gatten, den er für unschuldig hält, auf eins seiner aus sauberen Quellen mit Wasser versorgten Schlösser geladen hat. Zwar versagen im Rang oder durch Geburt hoch Stehende sich gewöhnlich das reizende Vergnügen, in ein schwebendes Gerichtsverfahren einzugreifen; und der Fürst von Monaco, der im Grunde ein Lehnsmann Frankreichs ist, sollte jede Einmischung in die innere Politik des Landes, das ihn, den Herrn von Blancs Gnaden, und sein Treiben duldet, besonders ängstlich meiden. Auch hat ein hoher Herr, dessen Prunk nur durch die Ausbeutung der Wimpel möglich ist, kaum das Recht, mit gerümpfter Lippe von der Menschheit Schmach und Schande zu sprechen und sich als humanen Idealisten aufzuspielen. Doch der Instinkt hat Herrn Albert Honorius Karl richtig geleitet. Die sonst üblichen Maßstäbe werden, wo es sich um die Angelegenheiten der Familie Dreyfus handelt, sink in den Winkel geräumt. Alfred Dreyfus ist auf der Teufelsinsel entseflich gemartert worden — daß er trotzdem auf dem „Sfax“ noch köstliche Konserven bei sich hatte, die er den Schiffsoffizieren vergebens anbot, war wohl nur ein Zufall —: wer Alfred Dreyfus Gutes erweist, Der muß auf der Menschheitshöhen heimisch sein. Die Fürstin von Monaco, die frühere Herzogin von Mcheliou, ist eine geborene Heine, ein Sproß der hamburgischen Bänkerfamilie; ganz unverständlich ist also die Sympathie des Fürsten mit dem Manne, in dem er ein Opfer des Antisemitismus sieht, gerade nicht. Die Fürstin protegirt seit Jahren einen — auch antisemitischen Angriffs ausgehenden — Komponisten, der sich Ifidor de Lara nennt und dessen höfische Beziehungen einen boshaften Wipbold zu dem mot gestimmt haben, man solle an die Mauer des Fürstenpalastes an der Riviera den Satz schreiben: Ici dort de Lara... Eben kommt nun über den Kanal die Kunde, eine Oper dieses Herrn, dessen Talent recht gering geschätzt wird, werde nächstens im londoner Covent-Garden-Theater aufgeführt werden, wo sie, von dem funkelnagelneuen Ruhm des den Komponisten schirmenden Paares bestrahlt, sicher ihr Publikum finden wird. Die Oper heißt „Messalina“. Nachdem hitzige Dreyfusleute sogar in Beethovens „Fidelio“ Anklänge an das Schicksal des auf die Teufelsinsel Verbannten und seiner Leonore-Lucie gefunden haben, wird man vielleicht auch das Werk des Herrn de Lara nach Anspielungen durchschnüffeln. Zu einer Messalina gehört ein Claudius. Und wie Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus, Caligulas Günstling und Messalinens Gemahl, ist ja auch Albert Honorius Karl ein Gelehrter. Hat Jener das lateinische Alphabet um drei Buchstaben bereichert, so hat Dieser, wie wir jetzt hören, die Tiefseeforschung wissenschaftlich gefördert. Und wie Jener den Freigelassenen Narcissus und Pallas sein Herz schenkte, so hat Dieser den freigelassenen Dreyfus an seine reich besetzte Tafel geladen. Ob die Wehnlichkeit noch weiter geht: darüber werden vielleicht die Stammgäste von Monte Carlo, wird am Besten Herr Ifidor de Lara Auskunft zu geben im Stande sein.